DER KAMPF UM DAS DEUTSCHTUM

Die

alldeutsche Bewegung

und die

Niederlande.

Von

Fritz Bley.

München 1897.

Verlag von J. F. Lehmann.

Herausgegeben vom Alldeutschen Verbande

Der Kampf um das Deutschtum

betitelt sich ein neues im Auftrag des All-Deutschen Verbandes von der Verlagsbuchhandlung von J. F. Lehmann in München herausgegebenes Werk, das in 20 monatlich erscheinenden Heften, die jedoch auch einzeln käuflich sind, zur Ausgabe gelangt.

Im „Kampfe um das Deutschtum" schildern bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschtums auf der ganzen Erde. Die geschichtliche, volkswirtschaftliche und politische Entwickelung jeden Landes kommt in anziehender Weise zur Darstellung und durch Sprachkarten wird der Bestand des deutschen Volkstumes in anschaulichster Weise erläutert.

Zum ersten Male wird hier in zusammenfassender Weise über alle deutschen Siedelungen auf der ganzen Erde berichtet und Mittel und Wege angegeben, deren diese Glieder unseres Volkes bedürfen zu gedeihlichem Fortbestande und kraftvoller Weiterentwickelung.

---

1. **Einleitungsheft:** Die Weltstellung des Deutschtums von Fritz Bley. 80 Pfg.
2. **Nationale Vereine in Deutschland und Oesterreich-Ungarn** von Dr. G. Schultheiß.
3. **Die preußischen Ostmarken** von Dr. Hans Bieringer.
4. **Schleswig-Holstein** von Carl Strackerjan.
5. **Elsaß-Lothringen** von Reichsgerichtsrat Dr. J. Petersen.
6. **Böhmen, Mähren und Schlesien.**
7. **Tirol** von Schulrat Dr. Rohmeder.
8. **Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien.**
9. **Ungarn** von Dr. G. Schultheiß.
10. **Schweiz** von Professor Dr. Hunziker.
11. **Niederlande und die alldeutsche Bewegung** von Fritz Bley.
12. **Rußland** von F. v. Löwenthal.
13. **Nordamerika.**
14. **Mittel-Amerika,** Bolivien und Peru von Prof. Dr. Sivers.
15. **Chile** von Dr. Johannes Unold.
16. **Brasilien und die La Plata-Staaten** von Kolonialdirektor a. D. Sellin.
17. **Süd-Afrika — niederdeutsch** von Fritz Bley.
18. **Asien** von Dr. Neubaur.
19. **Australien** von Dr. Neubaur.

Monatlich erscheint ein Heft:
Preis je nach Umfang circa **1 Mk.**
Abnehmer der ganzen Reihe erhalten dieselbe zu einem um 20 Proz. billigeren Vorzugspreise.

Der Kampf um das Deutschtum.

11. Heft.

Die

alldeutsche Bewegung

und die

Niederlande.

Von

Fritz Bley.

Eenigheid en Recht en Vreyheid
Voor het dietsche Vaderland!
Daarnaar laat ons allen streven
Broederlyk met Hart en Hand!
Eenigheid en Recht en Vreyheid
Zeyn des Segens Onderpand:
In den Glans van desen Segen
Bluuje 't dietsche Vaderland!

Hoffmann von Fallersleben,
vervlaamscht door C. J. Hansen.

München, Verlag von J. F. Lehmann.
1897.

Aufgaben dieser Schrift.

Wer sein deutsches Volk recht von Herzen liebt, wird bei der Betrachtung unseres öffentlichen Lebens leicht von wechselnder Stimmung ergriffen: bald tritt ihm der Zorn über die Zerlassenheit unserer Volksgenossen in die Stirn, und sein Herz fühlt sich von tiefer Sorge um die Zukunft der deutschen Art beschlichen, bald wieder jubelt dies selbe Herz auf in stolzem Hoffen, Wollen und Vertrauen beim Hinblick auf die stille Heldengröße, die dies verlorene, verwilderte und doch noch immer von dem Kusse der Muse berührte Volk in den Lichtblicken seiner geschichtlichen Dämmerung wieder und immer wieder zeigt. „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" — auch in geschichtlicher Betrachtung giebt es solches Hangen und Langen in schwebender Pein der liebenden Seele. Die willensstarke und zugleich gemütstiefe, schroffe und zugleich weiche, ja zarte Art des Deutschen erscheint auch in der Geschichte solchem Gegensatze zugethan: Goethes Land der mondbeglänzten Sehnsucht ward unerwartet schnell zum Lande von Bismarcks Eisenfaust. Zwischen Zagen und Hoffen aber vermittelt der Himmelsstürmer Humor, zwischen Bewunderung und Verachtung eröffnet er uns das von Thränen betaute Gebiet des Verstehens und Verzeihens.

Das war immer so im deutschen Leben. Die Erzieher des Volkes haben nicht Szepter und Richtschwert geschwungen, sondern die Schalkspritsche. Die tiefe Zerknirschung der Geißelbrüder entsprach doch nur in seltenen Augenblicken dem Bedürfnisse des deutschen Geistes, der lieber sich mit Sebastian Brandt in's Narrenschiff setzte, mit Johann Fischart auf die Flohhatz ging oder im lustigen Spiegel alter Spruchreime die eigene Thorheit verspottete.

Auch die Schwerfälligkeit ihres staatlichen Denkens haben die Deutschen niemals tragisch genommen. Und sie thaten recht daran. Denn wie sehr man auch das „Immer langsam voran!" der deutschen Entwickelung schelten mag: es hat doch eben das Gute, daß „auch der Krähwinkeler Landsturm nachkommen kann!" Und die Krähwinkeler sind, wie man weiß, die letzten, die das von der Vorhut einmal eroberte Gebiet wieder herausgeben. Man beobachte doch nur, mit welcher Leidenschaftlichkeit sie noch heute die Stammesgenossenschaft verteidigen, in die ihre Vorfahren zur Zeit der Völkerwanderung aus ihren Völkerschaftsbündnissen heraus so mühsam sich

eingelebt hatten. Denn das ist doch, bei geschichtlichem Lichte besehen, der Kern der ganzen Begeisterung für die Kleinstaaterei, daß der Krähwinkler das stammliche Denken nicht aufgeben mag, freilich ohne Ahnung des ursprünglichen Gewinnes, der seinen Vorvätern aus der Verschmelzung alter Gaugemeinschaften zu Stämmen erwachsen war. Was weiß der Biedere noch von Ripuaren, Sueven, Engern, Chauken und Cheruskern, von Tungern, Menapen, Batavern und Kaninefaten! Aber an seinem Frankentume, Sachsentume, Allemannentume, Thamentume und Holländertume hält er fest, als sei dies gestern und nicht im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erstritten.

Erheiternd und erfrischend ist es, diese gesunde deutsche Zähigkeit auch bei den Sozialdemokraten beobachten zu können. Sie, die in ihrem weltbürgerlichen Wolkenkuckucksheime doch sonst himmelhoch erhaben sind über so kleinliche Begriffe wie Vaterland und Volkstum: sie werfen sich, wenn sie zur Verfechtung ihrer allgemeinen Menschenrechte auf ihren Vergatterungen tagen, als Genosse Frankfurter, Genosse Berliner und Genosse Münchener die wunderschönsten kleinstaatlichen Liebkosungen an die Köpfe!

Also schmähen wir den Landsturm aus Krähwinkel nicht, dem es hinter der molligen, zur Völkerwanderungszeit eroberten Ofenecke des deutschen Kleinstaatlebens so behaglich war und dem nun schon zugemutet wird, in die Reihen nachzurücken, in denen für den alldeutschen Gedanken gestritten wird. Man muß nichts Unmögliches verlangen! Für das Fähnlein Langsamvoran bedeutet es immerhin schon einen Riesenfortschritt, daß seine Vorhut die Schanzen der reichstreuen Vaterlandsliebe bezogen hat. Wenn man bedenkt, welche geradezu unheimliche Denkarbeit für Krähwinkel dazu gehört hat, in der kurzen Frist von 26 Jahren das Ergebnis von 1870/71 in seinem Bewußtsein zu verarbeiten, so wird man die tiefe Genugthuung zu würdigen wissen, mit der an völkischen Festtagen der wackere Landsturmmann mit des Basses Grundgewalt das Lied anstimmt: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Das hat er begriffen, das hält er fest, dafür läßt er sich totschlagen, das wird Krähwinkel noch nach sechzehn Jahrhunderten mit derselben Zähigkeit verteidigen, wie seine Nachzügler heute noch im Kleinstaatsgedanken das vor 16 Jahrhunderten erstrittene Stammesbewußtsein preisen. Immer langsam voran!

Die wackeren hurrahbegeisterten Vaterlandsfreunde haben ja keine Ahnung davon, daß auch sie mit ihrer leidenschaftlichen Genügsamkeit sich am deutschen Gedanken versündigen, daß das Vaterland gar nicht ruhig sein kann und daß von einer feststehenden Wacht am Rheine nicht gesungen und gesagt werden darf, solange Holländer und Schweizer sich nicht auf die Stimme des deutschen Gewissens besonnen haben. Daß es nach einem alten preußischen Grundsatze „nicht Preußens Bestimmung ist, dem Genusse der erwor-

benen Güter zu leben" haben sie wohl gehört. Über die Erweiterung dieses Grundsatzes vom reichischen auf das gesamtdeutsche Leben will ihnen noch immer nicht in den Sinn, aus dem einfachen Grunde, weil sie noch immer gebietsstaatlich anstatt völkisch denken. Daß der Bajuware, der zufällig hundert Schritte jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle lebt, ein Oesterreicher und als solcher ein Ausländer, ein Nichtdeutscher sei, gilt ihnen ebenso sehr als ausgemachte Thatsache, wie daß andererseits der Hottentott in Südwestafrika „unser neuer schwarzgelber Bruder" sei, weil er zufällig unter der reichsdeutschen Flagge lebt. Wenn man aber die tiefsinnige Kraft dieser weltgeschichtlichen Auffassung in ihrer ganzen Anmut genießen will, so braucht man nur die Rede auf die Frage zu bringen, deren Erörterung diese Schrift gilt. „Was? Eine alldeutsche Frage in den Niederlanden? Was gehen uns die Holländer an? Die sind ja ein fremdes, selbständiges Volk! Sie hassen uns überhaupt, sie haben eine elende Angst vor der preußischen Einverleibung! Und was sollen wir mit dem französischen Belgien? Wie denken Sie sich eigentlich solche Einverleibung? Das würden doch die Franzosen niemals erlauben! Und gar erst die Engländer! Lassen Sie uns mit solchen Geschichten in Ruhe! Am Ende sollen die Luxemburger auch noch deutsch werden? Die fehlten uns gerade noch im Reichstage!" Und so weiter und so weiter! Immer langsam voran, immer langsam voran!

Nein, meine Verehrtesten, die Ihr auch in dieser Frage den Anschluß an Eure eigene Geschichte nicht zu finden vermögt, wir wollen weder Lützelburg, noch Holland dem Reiche einverleiben, auch wollen wir diese Länder nicht „deutsch machen", denn sie sind deutsch seit Menschengedenken. Aber noch einmal, wie im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wollen wir Völkerschaftsbündnisse schließen, diesmal freilich nicht zwischen Chauken, Cheruskern und Angrivaren, zwischen Tungern, Menapen, Batavern, Sigambern und Ripuaren, nicht zwischen Hermunduren oder Bajuwaren, sondern zwischen Reichischen, Holländern, Belgiern, Ostmärkern und Buren. Den Rest wollen wir dann getrost geschichtlicher Entwickelung überlassen.

Mit Recht sagte unser Freund Pol de Mont, der begeisterte Vorkämpfer unseres Gedankens unter den Vlamen, auf dem im Herbstmonde 1896 abgehaltenen alldeutschen Verbandstage zu Berlin: „De Grenzen süllen uns niet scheiden, als de Harten blot tosamenslagen tot de Harten!"

Demselben Gedanken hat unser unvergeßlicher Hamerling Ausdruck verliehen in den tiefempfundenen Worten:

„Lebendig in allen Landen kreist,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist;
Und wie der deutsche Gedanke,
So kennt auch, durchglüht von der Liebe Strahl,
Das deutsche Herz keinen hemmenden Pfahl
Und keine trennende Schranke!"

Und darum, Ihr Wackeren vom Fähnlein Langsamvoran, setzt einmal Euere Nachtwächterspieße zusammen und erlaubt, daß ich da-

gegen die Schalkspritsche weglege und ernsthaft über diese außerordentlich ernsthafte Frage mit Euch rede!

Bei der alldeutschen Bewegung in den Niederlanden handelt es sich um drei ganz verschiedene Gesichtspunkte:

Erstens um den Abschluß und später die staatsrechtliche Vertiefung eines wirtschaftlichen und staatlichen Bündnisses für ewige Zeiten zwischen dem Reiche und Oesterreich-Ungarn einerseits und den Niederlanden andererseits. Ein solches Bündnis ist Sache des freien Rechtes der vertragschließenden Staaten und geht weder Frankreich, noch England, noch sonst Jemand in der Welt etwas an.

Sollte Frankreich gleichwohl, mit oder ohne England, dies Bündnis zum Anlasse einer Kriegserklärung nehmen wollen, so würde es damit nur der alldeutschen Bewegung dieselben Dienste leisten, die es 1870 der deutschen Frage geleistet hat. Ein zweites Waterloo könnte uns nur recht sein; unser Pulver müssen wir ohnehin trocken halten!

Die Welt weiß, daß Deutschland den Krieg mit Frankreich nicht will und ganz gewiß nicht sucht. Sollte aber Frankreich noch einmal den Krieg mit Deutschland ruchloserweise heraufbeschwören, so darf kein Friede mehr geschlossen werden, ohne daß der heute noch französische Teil von Vlaandern an Belgien und ganz Lützelburg an das Deutsche Reich zurückfällt.

Zweitens handelt es sich um die alldietsche Sprachbewegung. Die gesamte niederdeutsche Welt verlangt nach einer Verschmelzung der niederdeutschen Mundarten durch eine einheitliche Schreibweise. Für die Vertiefung des gemeinschaftlichen Volksbewußtseins zwischen Niederländern und Reichsdeutschen, bezw. Deutschen in Oesterreich ist das von unberechenbarer Tragweite. Die dankenswerte Thatsache, daß seit der Reformation die plattdeutschen Stämme den oberdeutschen geistig genähert und seit 1870 staatlich mit ihnen geeint sind, soll uns die Grundlage bieten, auf der nun auch die Niederlande in einer für sie ehrenvollen und geistigen Gewinn bringenden Weise dem reichsdeutschen Leben wieder näher geführt werden können. Den größten Gewinn aber werden die Oberdeutschen hiervon haben.

Denn drittens erstreben wir eine Verjüngung des deutschen Gesamtlebens im Wunderbrunnen der niederdeutschen Art. Der deutsche Blick muß wieder auf die See, über See gerichtet werden, wenn wir nicht verknöchern wollen in spießbürgerlicher Befangenheit. Zudem ist die Wasserkante die Wetterseite der deutschen Politik*).

Das ist, wie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, eine Frage, die erst recht niemand etwas angeht, als uns selbst. Wollen die Holländer hierbei nicht mitthun, so mögen sie es lassen; den Schaden werden davon nur sie zu tragen haben und den Vorteil wird Vlaandern ziehen.

*) Siehe die vom Alldeutschen Verbande herausgegebene Schrift: „Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See?" Verlag von J. F. Lehmann. 40 Pfg.

* * *

Verschiedener Geist der Bewegung in Vlaandern und Holland.

Um die Frage recht zu verstehen, beachte man wohl, wie grundverschieden links und rechts der Maas die treibenden Kräfte sind. In Vlaandern ist es der Kampf um die Sprache, der Holland gänzlich fehlt. Ein großer Teil der Holländer widerstrebt sogar der Vereinigung mit Vlaandern zu einem Groß-Niederland aus Besorgnis vor katholischer Ueberstimmung. Auch mit der Besorgnis, daß die niederländische Sprache in der geistigen Vereinigung mit Deutschland leiden könne, haben wir in Holland zu kämpfen. Allerdings wird man da leicht aufklärend wirken können durch den Hinweis, daß *wir* ja das Dietsche für die niederdeutschen Mundarten als Schreibweise annehmen und auf unseren höheren Schulen das Holländisch-Vlämische einführen wollen. In Holland ist es namentlich eine Erwägung des Verstandes, in Vlaandern der überquellende Dank der Herzen, der zum Bündnisse mit Deutschland drängt. Holland braucht unsere Ansiedler und unsere Machtstellung für seine Ueberseegebiete, die es allein nicht mehr zu schützen und zu entwickeln vermag. Wir brauchen diese übrigens bereits tief mit deutschem Blute gedüngten holländischen Neuländer als unerläßliche Erweiterung unseres Wirtschaftsgebietes. Wir brauchen auf dem deutschen Rheine bis an dessen Mündung den freien Verkehr, den Hollands stiller Widerstand uns erschwert. Der zollamtliche Anschluß, eine gemeinsame Land- und Seewehrverfassung — erstere mit hochdeutscher, letztere mit niederdeutscher Befehlssprache — und eine gemeinsame im niederländisch-besonnenen und auf das Zweckmäßige gerichteten Geiste geführte Verwaltung unserer Ueberseeländer: das ist die Aufgabe des niederländisch-deutschen Bündnisses. Wäre Holland lediglich eine festländische Macht, so würde dies Bündnis nur zu stande kommen, wenn Deutschland eines Tages die Berechtigung seiner Forderungen mit Gewalt erstrotzte. Aber da das weite Gebiet von Hollands überseeischem Besitze täglich mehr zerbröckelt und bedroht wird, so werden die Handelsherren an der Amstel und Maas durch Erwägungen des eigenen Nutzens zu uns gedrängt. Wo der Vorteil ein so gegenseitiger ist, kann die Verständigung nicht ausbleiben. In dieser Auffassung brauchen wir uns nicht beirren zu lassen durch den oft in Holland gegen alles Deutsche zu Tage tretenden Haß. Insofern dieser Haß der Abneigung des auf seine freiheitlichen Gemeindeeinrichtungen stolzen Niederländers gegen den Dünkel der preußischen Schreiberherrschaft entspringt, wird er von allen verständigen Deutschen als höchst berechtigt anerkannt. Zum größeren Teile aber entspringt der Deutschenhaß in Holland dem bösen Gewissen der Holländer, die es selbst nicht begreifen können, wie das mächtige Deutsche Reich sich so lange widerspruchslos-geduldig von dem kleinen Holland das Thor zu seinem schönsten Strome hat versperren lassen. Eben weil unsere niederdeutschen Brüder bedächtige Klugheit vor allem gelten lassen, hat das Bischen Deutschenhaß am Amsteldamme wenig zu bedeuten. Die Verständigung zwischen uns wird sich abwickeln, wie ein gutes, großes, weitausblickendes Geschäft, bei dem beide Beteiligte gewinnen. Es wird viel

dabei gefeilscht werden, und Jeder wird auf seinen Vorteil bedacht bleiben — die Handelsherren von Amsterdam wahrscheinlich besser, als unsere harmlosen Staatsmänner! — aber zu stande kommt das Geschäft, und auf beiden Seiten wird man sich die Hände reiben!

Anders unsere heimliche Liebe zu den Vlamen! Sie läßt sich nicht länger vor der Welt verbergen; mag sie denn ein Jeder wissen. „Wenn twee sik man leef hebbt — keen Sorg vaer den Weg!" In Vlaandern ist die Zuneigung zu dem großdeutschen Gedanken geboren aus dem Kampfe der Vaterlandsfreude gegen eine anmaßliche Minderheit, die, obwohl leiblich und geistig minderwertig, das rassenhaft höher veranlagte Vlamentum vergewaltigte und ihm fremde Geistesschande mit fremder Sprache aufzwang. Aber so leidenschaftlich diese Zuneigung zu der allem Franzosentume überlegenen deutschen Art und Sitte unter den Vlamen ist, so soll stets vor Augen gehalten werden, daß die freiheitliche Richtung der vlämischen Bewegung den Gedanken einer Eingliederung in den deutschen Einheitsstaat im beiderseitigen Nutzen ausschließt. Das Deutsche Reich wird allerdings ohne blutige Aufstände und Staatskämpfe mit drei Freistaaten fertig, die es sich eingegliedert hat; aber zwischen den durch Bekenntnis und Volksart mit Preußen eng verbundenen drei Hansastädten und Vlaanderns eigenartiger Gärung ist doch ein starker Unterschied. Auch dies schöne Land können wir ebenso wie Oesterreich nur unter Wahrung der beiderseitigen Eigenart und besonderen Staatsform mit uns verbünden. Die Vlamen selbst sprechen den gleichen Wunsch ihrerseits aus. So schrieb Hochlehrer Julius Sabbe zu Brügge, einer der einflußreichsten vlämischen Führer, dem All-Deutschen Verbande aus Anlaß der erwähnten Herbstmondtagung in einem längeren Grußbriefe:

„So sehr wir an unserem unabhängigen Fortbestehen als belgisches Volk hangen, so sehr fühlen wir uns auch durch die Bande des Blutes zu dem großen Germanien hingezogen, das die Grundgedanken verkörpert, für die wir Jahrhunderte lang gekämpft haben: Freiheit im Denken und Thun, ruhend auf eigener Kraft und herrlich geschmückt durch eigene höhere Gesittung."

Unser Freund hat Recht! Kämpfe wie diese erfordern das treue Festhalten an der Eigenart der Stammessitten und wohlerworbenen Freiheiten. Nach außen hin freilich wollen wir einig sein, geschlossen und gerüstet gegen jeden Angriff. Alles weitere wird sich finden aus dem besseren Einanderkennenlernen, aus dem tieferen Verstehen von Stamm zu Stamm. Ein Beitrag zu solchem Verstehenlernen soll diese Schrift sein.

* * *

Großholland und Großdeutschland.

„Navigare necesse est, vivere non est necesse" lautet die Inschrift des Hauses Seefahrt zu Bremen und sie bezeichnet mit diesem Worte des Plinius kurz und bündig, daß Deutschland ohne Ueberseestellung sich nicht zu erhalten vermag. In der dieser Schrift zur Einleitung dienenden Abhandlung „Die Weltstellung des Deutsch-

tumes" habe ich näher ausgeführt, daß wir unser Wirtschaftsgebiet unabhängig von Rußland, England und Amerika soweit stecken müssen, daß besiedelungsfähige Gebiete in warmen Ländern den Abstrom unseres Geburtenüberschusses aufnehmen und Pflanzgebiete in heißen Ländern ihre Gewürze mit den von uns erzeugten Waren austauschen können, so daß unser Volkstum in diesem Weltreiche die ungeschmälerten Bedingungen seines Gedeihens findet. Es war das große Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß die Trennung der Niederlande vom Reiche uns verhindert hat, dieser Aufgabe zu der Zeit nachzustreben, als mit der Entdeckung der Seewege nach beiden Indien die Weltherrschaft vom Mittelmeere und den nordischen Meeren an die Weltmeere verlegt ward. Daß der deutsche Handel damals die Wichtigkeit der Aufgabe bestens erkannte, beweist ja die Thätigkeit der Welser in ihrem Neu-Venedig, Venezuela! Die Hansa allein war aber außer Stande, Spanien und Portugal die Weltherrschaft zu bestreiten, ja auch nur in Mitbewerb mit diesen Mächten zu treten; Holland allein war außer Stande, das über See geschaffene Großholland zu behaupten. Beiden fehlte das Reich als festländisches Rückgrat. Bewundernswert ist ja, was Holland damals geleistet hat, als sein Handel die Erde umfaßte. Trotz ihrer geringen Bevölkerung von nur wenigen Millionen besaßen die Holländer Neu-Amsterdam, Gujana, Brasilien, halb Ostindien und Zeilon, das ganze ostindische und einen Teil des westindischen Inselmeeres, Neuholland, Vandiemensland und Neuseeland, Südafrika, Mauritius und viele Inseln in der Südsee. Ja sogar in den Eismeeren auf Spitzbergen und Nowaja Semlja gründeten sie ihre Niederlassungen, und das eisfreie Vardöhuus war ihnen Ausfuhrhafen für Rußlands nordische Erzeugnisse. Im Gegensatze zu der Raubwirtschaft der spanischen und portugiesischen Eroberer, die von den Sendlingen der Welser übrigens noch übertroffen wurde, entwickelten die von Hollands Kaufmannschaft gebildeten großen Gesellschaften in beiden Indien einen ganz beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung. Aus dem Lande, nicht wie die Portugiesen aus den Eingebornen, holten sie ihren Gewinn. Und wie das Volksvermögen aus den glänzenden Gewinnsten der Anteilhaber und Beamten dieser Gesellschaften in's Ungeheure schwoll, so nahm die Ausdehnungskraft des holländischen Handels immer mehr an Stärke zu. Noch heute arbeitet das Land im Wesentlichen mit dem damals ersparten Vermögen. Die Bank von Amsterdam beherrschte damals die Welt. Von 20 000 Schiffen, die auf dem Wasser kreuzten, fuhren nach Colberts Berechnung 15—16,000 die holländische Flagge. Als selbstverständliche Folge dieses ungeheuren Reichtums setzte jene Blüte von Wissenschaft und Kunst ein, die dem Ruhme der Mediceer gleich die Welt erfüllte, und von der ganz Europa die geistige Freiheit erhoffte, als durch den dreißigjährigen Krieg die deutsche Lebensblüte zertreten war. Costers Tauerspiele und Jan van den Vondel's Lieder werden leben, so lange es ein Weltschrifttum gibt. Neben Rafael, Michael Angelo und Tizian wird Rembrandt, neben Claude-Lorrain und

Poussin wird Jakob Ruysdael, neben Velasquez werden David Teniers und Gerhard Terburg unsterblich glänzen. Nichts aber ist so hochbezeichnend für die geistige Schwungkraft des damaligen niederländischen Lebens, als daß Hugo de Groot (in Deutschland Grotius genannt) die Rechtssprache zu säubern versuchte und daß der große Sprachforscher ten Kate († 1731) zum ersten Male die Verwandtschaft aller germanischen Mundarten in seinem Werke „Gemeenschap tusſen de Gottische spraeke en de Nederduytsche" klar erkannte und nachwies.

Wie ganz anders hätte die deutsche Entwicklung sich gestaltet, wenn nicht auch Niederland durch englisch-französische Bedrückung geknechtet und dadurch von der weltweiten Höhe der Groote und ten Kate herabgesunken wäre zu dem heute herrschenden kläglichen Pfahlbürgertume!

Auch für die Wiedergeburt des reichsdeutschen Lebens ist dieser niederdeutsche Staat in seiner eigenartigen Blüte vorbildlich geworden. Denn hier war es, wo Friedrich Wilhelm, Brandenburgs großer Kurfürst, die starken Quellen seiner echt niederdeutschen Bildung gefunden, wo er auch seine Gemahlin sich gewählt hatte: er, der in Deutschlands tiefster Nacht das Wort sprach, das uns durch die Jahrhunderte hindurch Leitstern der deutschen Zukunft geblieben ist und bleiben soll: „gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Dieser Hohenzoller handelte durchaus staatsklug, als er dem holländischen Freistaate gegen Ludwig XIV. zu Hilfe eilte, und er erfaßte die Aufgaben der großdeutschen Staatskunst zweifellos sehr viel richtiger, als Friedrich der Große, der Englands wahres Gesicht erst erkannte, als er im siebenjährigen Kriege rücksichtslos von ihm im Stiche gelassen wurde. Die Beziehungen zwischen Holland und Preußen sind sogar noch älter als der brandenburgische Kurhut. Sie reichen bis auf Albrecht den Bären zurück, der Niederländer in die Mark zog.

Es ist ein ganz eigenes Ding um die Sehnsucht der Völker nach dem Heimatlande ihrer Väter. Hatte der Sachsenschlächter Karl mehr als 10000 sächsische Familien nach Vlaandern und den Ardennen geführt, so haben wiederum Vlaamen und Holländer halb Niedersachsen besiedelt und in Ackerbau und Gewerbe unterrichtet. Nicht umsonst lautet noch heutigen Tages ein Lieblingslied des vlämischen Volkes:

„Naar Oostland willen wey reyden,
Naar Oostland willen wey mêe,
Al over die gruune Heiden,
Frisch over die Heiden,
Daar is er een betere Stêe."

Ihr Ostland reichte freilich weit über Niedersachsen hinaus, von Thüringen bis zum Fuße der Karpathen, von der Elbemündung zur Düna. Insbesondere ist seit 1143 die Mark von Niederländern besiedelt. Und als die Glaubensverfolgungen kamen, nahm diese Einwanderung noch mehr zu. Von 1740—1786 suchten 300000 Niederländer eine neue Heimat in dem Lande zwischen Elbe und Havel,

manche von ihnen gewiß Nachkommen jener trotzigen Sachsen, die um des alten Wuotansglaubens willen einst aus eben diesem Lande vertrieben waren. Man sagt nicht zuviel, wenn man das alte Berlin eine niederländische Stadt nennt. In seiner Bauart, wie in seinen Anlagen zeigt es diesen Einfluß der Meinhard, Smids und Nering. Die Linden sogar, auf die sich der Berliner so viel zu gute thut, sind durch Dögen als junge Pflanzbäume aus Holland bezogen. Die Kunstakademie wurde unter holländischer Leitung eingerichtet. Und im Lande ringsum' erblühten holländische Siedelungen, von Oranienburg und Zehlendorf bis nach Preußisch-Holland.

Hat man das alles denn in Holland vergessen? Auch dort sollte man endlich die stille Mahnung der Geschichte beherzigen, auch dort des großen Kurfürsten Wort tief sich in die Herzen graben: gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Ist denn nicht alles Unglück, das im 17., 18. und 19. Jahrhundert über das tapfere kleine Land hereingebrochen ist, aus seiner Loslösung von der Mutter Alldeutschland zu erklären?

Was halfen ihm die Heldenthaten, die seine Flotte unter Tromp (1652) in den Seekriegen gegen England verrichtete, was half es, daß de Ruyter (1667) in die Themse einlief, Chatam verbrannte und England zum Frieden von Breda zwang? Wie ruhmvoll Holland auch kämpfte, zu behaupten vermochte es die Frucht seiner Siege nicht! Stück um Stück bröckelte ab von seinem Ueberseereiche, weil ihm jene Grundlage zu seiner Weltstellung fehlte, deren Mangel auch Portugals Stellung unhaltbar machte: eine starke Landmacht und Auswandererkraft.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es wesentlich die englische Staatskunst gewesen ist, die jedesmal die Vereinigung der Niederlande mit dem Deutschen Reiche hintertrieben hat, wenn die innere Notwendigkeit der gesamtdeutschen Geschichte zu einer solchen Vereinigung hindrängte. Im Pariser Frieden von 1815 tritt diese schlaue englische Fürsorge besonders bezeichnend hervor.

Vom englischen Standpunkte aus war das nur zu wohl zu verstehen. Denn England hatte in der napoleonischen Festlandsperre das Schreckgespenst seines Unterganges kennen gelernt. Auch die Ueberseestaatskunst Hollands zur Zeit der Herrschaft Louis Bonapartes über Holland hatte durchaus diesem Plane der Ausschließung Englands vom Handel mit den Festlandstaaten und deren Ueberseeländern entsprochen. Der nach Java entsandte Marschall Daendels hatte es gründlich verstanden, die Engländer von der Insel fern zu halten und erst nach seiner im Jahre 1811 erfolgten Abberufung gelang es den Engländern, unter seinem schwachen Nachfolger Verbindungen mit mißvergnügten Eingeborenen anzuknüpfen und sich in Besitz der Insel zu setzen. Doch schon im August 1814 mußte England im Londoner Vertrage Java an Holland zurückgeben, und die im Pariser Frieden von 1815 erfolgte Vereinigung Hollands mit Belgien ließ einen schlimmen Wettbewerb für England befürchten. Da hätte es

doch wirklich für England, dessen alleroberster Plan seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der völligen Vernichtung der holländischen Seemacht bestand, gerade noch gefehlt, daß in Südafrika ein neues niederdeutsches Auswanderungsgebiet als Wettbewerber der englischen Ackerbauneuländer sich erhoben und daß die Niederlande im deutschen Bundesstaate den festländischen Rückhalt zu einer Weltmachtstellung ersten Ranges gefunden hätten!

Daß dies in Deutschland nicht ohne weiteres begriffen wurde, vielleicht heute kaum in seiner vollen Tragweite begriffen ist, wundert ja keinen mit der deutschen Geschichte Vertrauten. Aber daß man in Holland so kurzsichtig war und zum Teil noch immer ist, sich gegen diese Lehren zu steifen, ist eigentlich zu verwundern. Erklärbar ist es nur aus inneren Gründen, mit denen wir uns näher beschäftigen müssen, um die Lage zu verstehen. Auch diese Gründe ergeben sich, wie wir schnell erkennen werden, aus verhängnisvollen Störungen der deutschen Einheitsentwickelung im Laufe der Geschichte.

* * *

Die „luxemburgische Nation."

Wenn Weltbürgerei und Kleinstaaterei die beiden Sackgassen bezeichnen, in die das neuzeitliche Denken der Deutschen sich verrannt hat und aus denen heraus es so schwer nur auf den einfachen und klar vorgezeichneten Weg des völkischen Gedankens zu bringen ist, so hat in den Landesteilen, die, vom Reiche in wechselnden Schicksalen mehr oder weniger getrennt, der Berührung mit französischen Sitten am meisten ausgesetzt waren, die Kleinstaaterei eine besonders unwürdige Form angenommen: die Schweizer, Holländer, Belgier, ja sogar die Lützelburger halten sich nicht für Angehörige eines der vielen deutschen Stämme, sondern für eine besondere „Nation". Man bedenke: die große lützelburgische Nation! Freilich, sie hat auch ein der Größe ihres Gedankens entsprechendes „Nationallied":

„Mer welle bleiwe, wat mer sin,
mer welle keine Preiße sin!"

Die abgeschmackten Zeilen sind übrigens erst nachträglich als Anhängsel dem ursprünglich von gesunder Gauliebe getragenen Liede „der Feierwon" (Feuerwagen) hinzugedichtet. Michel Lentz, der Dichter dieses mundartlichen Liedes, hat sich zeitlebens in Wort und Schrift gegen diesen seinem „Feierwon" angethanen Schimpf verwahrt. Persönlich ist allerdings auch er nicht frei von dem uns heute geradezu lächerlich erscheinenden Hasse gegen Preußen. Doch soll ihm das gern verziehen sein um der Verdienste willen, die er in seinen „Hiérschtblumen" (Herbstblumen) und in seinen Liedern über „Mei Hémécheland" (Mein Heimatland) sich um die sprachliche Ehrenrettung der sonst so wenig anmutig erscheinenden Mundart seiner Heimat erworben hat.

Die Preußen bedanken sich dafür, diesem Gernegroß die ersten Anfangsgründe staatlicher Klarheit beizubringen, aber die Welt-

geschichte wird ihm wohl eines Tages, da er nicht weiß, was er will, deutlich machen, was er soll.

Zur erklärenden Entschuldigung für die aller Welt, namentlich dem Auslande, unverständliche Haltung der Mehrheit der heutigen lützelburger Bevölkerung und der zerfahrenen dortigen Verhältnisse mag man immerhin die unglückselige Geschichte des Ländchens gelten lassen, die es zum klaren Erkennen des völkischen Gedankens gar nicht kommen ließ. Der ganze Jammer, der in den letzten hundert Jahren auf dem deutschen Empfinden in den Niederlanden gelastet hat, kann ja nicht treffender gekennzeichnet werden, als in der Geschichte des lützelburger Landes.

Von Hause aus stellte dies ein ganz achtbares Staatswesen dar. Es umfaßte außer dem heutigen 47 Gev.-M. großen Großherzogtume noch das im Jahre 1830 an Belgien gekommene und auch im Londoner Vertrage von 1839 Belgien als Provinz Luxemburg belassene 80 Gev.-M. große Gebiet von Arel und Beulen, der Geburtsstadt Godewaards van Beulen. Die Namen dieser Städte, in denen noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts ein zum fränkischen Sprachstamme gehöriges Hochdeutsch gesprochen wurde, von etwa 40 000 Bewohnern auch noch heutigen Tages gesprochen wird, sind leider verwälscht; aus Arel ist Arlon und aus Beulen Bouillon geworden. Der tapfere Kreuzritter Godewaard, dessen Standbild auf dem Königsplatze zu Brüssel steht, ist dem lebenden Geschlechte nur noch als Godefroy de Bouillon bekannt. Daß er auch in deutschen Schulen als Gottfried von Bouillon bezeichnet wird, macht die Sache nicht besser. Hätte in der Bevölkerung des lützelburger Landes wenigstens der kleindeutsche Staatsgedanke gelebt, wie er sich aus dem Gegensatze zum niederdeutschen Belgien und Holland einerseits und Frankreich anderseits hätte ergeben müssen, so wäre Lützelburg heute als geeinigtes, freies und selbstständiges Land unter seinem deutschgeborenen Fürsten aus dem Hause Nassau-Oranien beim Reiche. Diese Stellung wäre das einzige, was nach Sprache, erdkundlicher Lage, wirtschaftlichen Bedürfnissen und Geschichte dem Lande frommen könnte. Statt dessen hat die knechtseelige Bewunderung alles Französischen, von der die lützelburgische Bevölkerung im Verlaufe ihrer Geschichte mehr und mehr wie von einem giftbetäubenden Rausche ergriffen wurde, es dahin gebracht, daß ein Teil des Landes heute belgisch ist und der andere das abgeschmackte Loos eines für „neutral" erklärten Zwergfürstentumes zu tragen hat.

Die Verhältnisse, die dieser Kleinstaat aufweist, spotten eigentlich jeder Beschreibung. Die Amts- und Verwaltungssprache ist — kein Mensch weiß, warum — in dem ganz deutschen Lande französisch. Deutsch wird nur auf besonderen Antrag geduldet, im Abgeordnetenhause wird französisch verhandelt. Die Bekanntmachungen erscheinen meistens in französischer Sprache. Als sei dieser Wirrwarr vom Beelzebub unserer Geschichte zur Verhöhnung deutschen Geistes erfunden, spreizt sich die fremde Sprache in allen

Zweigen des öffentlichen Lebens, überall die heilloseste Verwirrung anstiftend. Französisch ist die Gesetzgebung, französisch die Sprache im Post- und Drahtwesen. Deutsch ist dagegen die Verwaltung der Eisenbahnen u. s. w. Zollamtlich gehört das Großherzogtum zum deutschen Zollgebiete; trotzdem sind minderwertige französische Waren im Lande bevorzugt. Vor Gericht herrschen geradezu faschingsartige Zustände. Anklage und Verteidigung finden in französischer Sprache statt, von der der Angeklagte aus den niederen Volksklassen natürlich kein Wort versteht. Das Zeugenverhör muß denn auch in der lützelburger Mundart vorgenommen werden, und das Erkenntnis wird in hochdeutscher Schriftsprache erlassen. In den Schulen bildet Deutsch die Unterrichtssprache, in den Kirchen wird deutsch gepredigt; trotzdem plappern die Wohlhabenden französisch, und der Hof thut es ihnen nach, bezw. zuvor. Es würde unter solchen Verhältnissen zu verstehen sein, wenn das Volk, ähnlich wie in Vlaandern sänge:

„mer welle bleiwe, wat mer sin,
mer welle keine Wälsche sin."

Statt dessen schimpfen sie auf die Preußen. Die Gründe, die zu dieser betrübenden Erscheinung geführt haben, sind im Wesentlichen dieselben gewesen, die Vlaandern und Braband in die heftigen Kämpfe mit Frankreich und Spanien brachten; denn Lützelburg hat im Wesentlichen die Geschicke dieser Länder geteilt.

Ich vermag in diesem Punkte Hochlehrer G. Kurth nicht beizupflichten, der in einem vom Deutschen Vereine zu Arel herausgegebenen Werkchen über das deutsche Belgien schreibt:

„Man würde irre gehen, wenn man die Vertrautheit der Luxemburger mit der französischen Sprache nur durch ihre Eingenommenheit für die feinere Kultur des Nachbarlandes erklären wollte. Nein, der Grund liegt vielmehr in der späteren Entwickelung des Deutschen, dessen Anfänge als Urkundensprache ja nicht über die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts hinausgehen, während es je nach den verschiedenen Gegenden Deutschlands noch viel später zur Geltung kam. Sollte man es den Luxemburgern verübeln, daß sie unter diesen Umständen sich des schon vorhandenen und auch bequemeren Verkehrsmittels bedienten, welches ihnen in der Sprache Frankreichs zugebote stand?"

Das Deutsch hatte sich unter Karl dem Großen schon als Urkundensprache zu entwickeln begonnen und hat in den vlämischen Städten sich als brauchbar erwiesen. Oder sollen wir unter „dem Deutsch" etwa die hochdeutsche Amtssprache verstehen, die 1280 von Kaiser Rudolf zur Kanzleisprache erhoben wurde? Einer solchen Kränkung des Niederdeutschen sollte ein belgischer Geschichtsschreiber doch am letzten sich schuldig machen!

Ja gewiß, war es „den Lützelburgern zu verübeln", daß sie nicht wie die tapferen Vlamen für ihre Sprache gegen die französischen Könige, wie ihre Väter gegen die Zumutungen der Burgunder und Spanier als Männer sich wehrten! Ist diese Schmach schon nicht mehr

wegzuleugnen aus der Geschichte, so wollen wir sie wenigstens nicht auch noch verschleiern und beschönigen. Ebensowenig freilich sind die deutschen Fürsten frei von Schuld zu sprechen, die Lützelburg nacheinander beherrscht haben. Oesterreich, dem das Land 1713 zufiel, hat der deutschen Sprache in Lützelburg nicht die geringste Aufmerksamkeit zugewendet. Und die jetzige Regierung thut ebenso, wie die des Königs Wilhelm von Holland alles, um den Deutschen-Haß und den Geist der ödesten Verneinung aller achtenswerten Eigenschaften der Volksseele zu hegen und zu pflegen. Ganz besonders bedauerlich ist die wenig feste Haltung des Großherzogs im eigenen Belange seines Hauses. Denn selbstverständlich hat sie ihm bei dem französisch denkenden Teile der Bevölkerung nur Hohn eingetragen, der sich bei seinen eigenen Hoffesten in der ungezogensten Weise geltend gemacht hat. Daß der vom Großherzoge bestellte Oberbürgermeister Mousle (Mosel heißt sein Haus ursprünglich) sich in Gravelotte als französischer Heißsporn gebärdet und dort Reden von der unvergänglichen französischen Gesinnungstreue der Lützelburger gehalten hat, mag von dem Landesherrn selbst ja als Schimpf empfunden sein. Daß es ihn in der Achtung seiner deutschdenkenden Unterthanen nicht erhöht hat, wird der Großherzog sich ja wohl selbst sagen.

Solchen offenen Hohn bietet man einem deutschen Fürsten, dessen großer Ahn den Spaniern in Niederland Trotz geboten hat, sodaß des Ahnen Andenken durch alle Schmach wälscher Fremdherrschaft fortlebt im Herzen des niederländischen Volkes und in dessen geliebtestem Liede:

„Wilhelmus van Nassouwe
Ben ik van düitschen Bluut,
Den Vaderland getrouwe
Bleyw ik tot in den Dundt".

Welchem Niederländer steigt angesichts dieser Zustände nicht die Scham in die Stirne! Aber es würde einen Mangel an deutscher Aufrichtigkeit und eine elende Feigheit bedeuten, wollten wir nicht den Niederländern in Erinnerung rufen, was ihr verstorbener König in dieser Frage aus ganz unerklärbarem Preußenhasse gesündigt hat. Wohl ist es wahr, daß die geradezu überschwängliche Verehrung alles französischen Wesens in der lützelburger Bevölkerung 1867 nahezu zum Anschlusse an Frankreich geführt hätte. Aber den schlimmsten Verrat beging doch Wilhelm 3., der Lützelburg schlankweg an Napoleon 3. verkaufen wollte und dies auch ausgeführt haben würde, wenn ihm nicht Graf Bismarck auf die Finger gepaßt hätte. Dies schmachvolle Verhalten Wilhelms 3. zeigte so recht deutlich, wohin eine Staatskunst führt, die im Gegensatze zu dem völkischen Gedanken sich lediglich von kleinstaatlicher Angstmeierei und schnöder fürstlicher Hausmachtswirtschaft leiten läßt.

Andererseits soll man über die Fehler der Regierenden nicht den übelen Willen einer maßgebenden Mehrheit der lützelburgischen Bevölkerung vergessen! Im Jahre 1867 war die Franzosensucht, wie

gesagt, auf dem bestem Wege, sich in Thaten umzusetzen. Eine Unabhängigkeitspartei gab es damals in Lützelburg gar nicht. Erst als durch die deutschen Siege von 1870 die französischen Trauben sauer wurden, bildete sich die jetzt soviel Aufhebens von sich machende Unabhängigkeitspartei.

Eine köstliche Denkweise! Weil ihnen der Vaterlandsverrat versalzen ist und sie an das große gemeinsame Vaterland sich nicht anschließen wollen, preisen sie — trotz der Trennung von Belgisch-Lützelburg! — die Unabhängigkeit ihres Landes!

Einigermaßen erklärlich erschien immerhin die in früheren Jahrzehnten herrschende, nun freilich gegenstandslos gewordene, Napoleonschwärmerei. Denn in der That mußte die Betrachtung des Elendes unserer deutschen Kleinstaaterei diesen in drei Jahrhunderten planlos hin- und hergeworfenen, niemals vor den völkischen Gedanken gestellten Volkssplitter schließlich zur Verehrung einer Herrscherfamilie gelangen lassen, die wenigstens das eine aufzuweisen hatte, was dem unglücklichen Lützelburg stets gefehlt hat: einen starken Willen! Ein launenhaftes Volk, das nicht weiß, was es will, gleicht einem unbefriedigten Frauenherzen; es braucht einen Mann, der ihm zeigt, was es soll. Die Napoleonschwärmerei zeigte deutlich, wie sehr die Lützelburger einer starken Herrscherpersönlichkeit zujubeln würden, wenn der liebe Gott ihnen endlich einmal eine solche schickte.

Und welches müßte das Ziel dieses Fürsten sein? Unter allen Umständen zunächst die Wiedervereinigung des heute belgischen Lützelburgs mit dem Großherzogtume. Wie wäre das zu erreichen? Durch Frankreich? Niemals! Denn die sogenannten „Wallonen" des belgischen Lützelburg, über die wir später noch uns zu unterhalten haben werden, sind die besten Vorkämpfer Frankreichs in Belgien. Ihre Beteiligung an der Umwälzung von 1830, durch die Belgien von Holland „unabhängig", d. h. von Frankreich abhängig wurde, hat das bewiesen. Oder wäre das Ziel der lützelburger Einheit zu erreichen durch die Unseitigkeit, sogenannte „Neutralität?" Erst recht nicht, da Frankreich aus demselben Grunde sich der Vereinigung der lützelburgischen Landesteile widersetzen würde und die Niederlande nicht den geringsten Belang an der Preisgebung des heute belgischen Teiles von Lützelburg haben, wenn sie nicht dafür anderweit entschädigt werden.

Vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus gibt es für den Großherzog von Lützelburg und für jeden Vorkämpfer der lützelburger Einheit nur eine Hoffnung: den nächsten deutsch-französischen Krieg! Wird, wie zu hoffen steht, Frankreich in diesem Kriege geschlagen, so muß das heutige frankreichische Seeplaandern bis Dünkirchen und Boonen (Boulogne sur mer) an Belgien kommen, das dagegen das hochdeutsche Gebiet von Arel und Beulen an Lützelburg zurückgeben würde. Die Forderung dieser Rückgabe ist durchaus begründet. Denn so schwankend auch seit den Tagen Burgunds die Geschicke des lützelburger Landes gewesen sind, so ist dies doch in sich stets vereinigt ge-

blieben bis zu der Umwälzung von 1830. Daß der Deutsche Bund, zu dem Lützelburg damals gehörte, diese Losreißung der nördlichen Gebietsteile und ihre Vereinigung mit Belgien, die auf Frankreichs Betreiben geschah, zuließ, war eigentlich das elendeste Armutszeugnis das er sich ausgestellt hat. Als geschichtlichen Grundsatz aber soll die Welt gelten lassen, daß Preußen-Deutschland alle und jede Verantwortlichkeit für die Dummheiten des ehemaligen Deutschen Bundes ablehnt und auf einer Nachprüfung von dessen Verträgen zu bestehen hat. Belgien würde auf diese Weise ein überwiegend vlämisches Land und Lützelburg könnte unbeschadet der „wallonischen" Querköpfe von „Arlon" und „Bouillon", auf die ich noch zurückkommen werde, als geeinigter Staat in das deutsche Reich zurücktreten, dem es seit dem Vertrage von Mersen (870) unter den Markgrafen wie unter den Herzögen (1354), unter Burgund (1444) und unter den Habsburgern (1477), unter den Spaniern (1555) und wieder unter Habsburg (1713) als burgundischer Ureis angehört hat. Das ist unzweifelhaft der Wunsch vieler ehrenwerter Männer in Lützelburg; und die Berechtigung dieses Wunsches wird auch von einsichtigen Vlamen in Belgien zugestanden, schon aus dem Grunde, weil so am einfachsten die „wallonische Frage" in Belgien erledigt würde. Aber so klar der gesunde Menschenverstand alle Beteiligten auf diesen Weg weist, so schwer wird es sein, die Unsumme von Leidenschaft und Unwissenheit zu überwinden, die der Entwirrung des Knotens sich entgegenstellt. Selbstverständlich ist das nur ein Grund mehr, an solche Entwirrung heranzutreten.

Ob übrigens die Unseitigkeit, sogenannte „Neutralität" Luxemburgs, wie auch die berühmte „belgische Unabhängigkeit" der Würde des tapferen niederländischen Volkes entspricht, überlasse ich der Beurteilung derjenigen Holländer und Vlamen, in deren Herzen die Erinnerung an ihre de Witt, Tromp und de Ruyter, an ihre Artevelde, Jan Breydel, ihre Geusen und Oranier nicht erloschen ist. Wahrlich besser als das kindische Lied: „mer welle bleiwe, wat mer sin" würde den Lützelburgern anstehen, wenn sie ihrer geschichtlichen Aufgabe gemäß ihren Blick dahin wenden wollten, wo die Quellen ihres Lebens sprudeln und ihre Genesung suchten in der Kraft des alldeutschen Liedes:

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott, vom Himmel sieh darein
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!"

* * *

Holländs Abneigung.

Sehr viel achtungswerter als gegenüber Lützelburg muß ein unbefangenes Urteil der in Holland gegen Deutschland tief eingewurzelten Abneigung gegenüberstehen. Dies tüchtige kleine Volk, das durch eigene Kraft dem Meere all seinen Wohlstand abgerungen hat, den

Boden, der es nährt, den weltbeherrschenden Handel und die Schätze beider Indien, mußte von Anbeginn seiner Geschichte mit berechtigtem Widerwillen auf die Entwickelung des oberdeutschen Lebens blicken und naturgemäß dazu gelangen, die Zukunft seiner Art lieber in der eigenen Kraft zu suchen, als in dem vielfach zerlassenen oberdeutschen Wesen. Ich will diesen schmerzlichen Gedanken hier nicht in der vollen Weite seiner geschichtlichen Furche aufreißen; es genügt, daran zu erinnern, wie tief gegenüber dem Stolze des Holländers im 17. Jahrhundert das Selbstbewußtsein des armen geschändeten und um Ehre und Selbstvertrauen betrogenen Deutschen aus dem heiligen Römischen Reiche zu bewerten war.

Heute liegen die Dinge ja wieder anders; der innere Wert des Reichsdeutschen steht dem des Holländers mindestens nicht nach. Aber eingerostete Volksanschauungen schlagen nicht so leicht um, wie Thauwetter im März, am allerwenigsten bei unseren guten Niederdeutschen und unter ihnen am letzten bei den Holländern.

Daß die Vlamen sich leichter zu dem völkisch-deutschen Hochgedanken zurückgefunden haben, ist sehr leicht verständlich. Erstens sind die Holländer ja nicht, wie die Vlamen, von einer fremden Volksart, wie die wälschen Französlinge, unterdrückt. Und zweitens haben die Vlamen nicht so sehr wie die Holländer von dem Anschlusse an das Deutsche Reich den Verlust liebgewonnener geschichtlicher Einrichtungen und Anschauungen zu befürchten. Der preußische Unteroffizier und der preußische Geheimrat sind ja nicht dazu angethan, in diesem auf seine freiheitlichen Einrichtungen stolzen Lande Eroberungen zu machen.

Ich glaube, die Verständigung wäre leicht gefunden, wenn man in Holland wüßte, wie sehr die Gebildeten im Reiche den Handelsherren an der Amstel in diesem Punkte nachzufühlen wissen. Man ahnt dort wohl nicht, wie sehr wir nach dem Jungbrunnen niederdeutschen Wesens dürsten und wie gerne wir uns geistig von den Niederlanden erobern lassen wollen. Wenn wir wett machen wollen, was wir seit dem sechzehnten Jahrhundert versäumt haben, so muß der Schwerpunkt des deutschen Lebens an die See gelegt werden. Immer klarer tritt in aller geschichtlichen Betrachtung der so lange Zeit von den Geschichtschreibern übersehene Satz hervor, daß die Macht der Völker steht und fällt mit ihrer Geltung zur See. Wenn wir absehen von Portugal und Holland, die hauptsächlich wegen ihres „zu kleinen Kalibers", d. h. wegen des fehlenden Hinterlandes, ihre Weltstellung dauernd nicht zu behaupten vermochten, so sehen wir auf jedem Blatte der Geschichte — bei Phönikern, Römern, Karthagern, Spaniern, Engländern, Russen, Amerikanern und der Hansa — die Lehre eingetragen, daß der Verfall der Seemacht nicht etwa eine Begleiterscheinung oder Folge des staatlichen Niederganges, sondern den Ausgangspunkt des staatlichen Verfalles bildet. Alles, was das sinkende Staatswesen in seiner früheren Blütezeit über See sich an Stützpunkten seines Handels und Gewerbefleißes gesichert

hatte, geht mit dem Verfalle seiner Seegeltung ihm verloren und kräftigt den neu aufstrebenden Ueberwinderstaat. Am glänzendsten hat Mahan dies in seiner „Influence of Seapower upon History“ nachgewiesen. Fast alle Völker haben aus diesem Werke des amerikanischen Schriftstellers ihre Lehre gezogen und wenden dem Seewesen erneute Aufmerksamkeit zu. Mit Recht sagt einer der bedeutendsten englischen Flottenschriftsteller, daß Mahans Buch die Schiffswerften Europas und Amerikas zu fieberhafter Thätigkeit angespornt habe — selbstverständlich mit Ausnahme der deutschen. Aber dies Buch bestätigt auch wieder die alte Wahrheit, daß Seegeltung ebenso wie Landgeltung sich nicht auf lediglich mechanische Weise, durch Vermehrung von Schiffen und Truppen, erreichen läßt, sondern daß sie letzten Endes auf der geistigen Art des Volkes und seinen staatlichen Einrichtungen beruht.

Der deutsche, insonderheit der preußische Geist ist der Boden gewesen, auf dem das beste Landheer der Weltgeschichte erwachsen konnte und mußte. Aber allzusehr hat dieser Landsoldatengeist auch das reichische Leben durchdrungen. Sowohl aus Gründen der Staatshaltung, als auch um der Vertiefung unseres Volkstumes willen bedarf der deutsche Geist der Ergänzung durch den in der Seeluft wettergebräunten niederländischen Geist. Noch einmal wie zur Zeit des großen Kurfürsten muß Holland uns vorbildlich werden für die Wiedergeburt des reichischen Lebens. Dem hochdeutschen Landheere muß in niederdeutschem Geiste die wenn auch nicht größte so doch beste Flotte der Erde zur Seite gestellt werden. Deutschland ist ja heute mehr als je von Feinden rings bedroht. Aber aus der Geschichte dürfen wir den Mut schöpfen, den heraufloholenden Kampf zu bestehen, sofern wir nur die Lehren der Geschichte beherzigen. „Und ob die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen“, es muß uns doch gelingen, wenn wir nur halbwegs die Entschlußkraft zeigen, die in viel größerer Not das kleine von Spaniens Heeresmacht bedrohte Holland bewiesen hat. Denen, die uns heute einreden wollen, daß die Welt nun einmal den Engländern gehöre und daß jeder Versuch Deutschlands, England seinen Vorsprung abzulaufen, vergebens sei: denen soll man doch vor Augen führen, gegen welche Schwierigkeiten der holländische Handel am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts sich durchzusetzen hatte. Was bedeuten die Rücksichtslosigkeiten der heutigen englischen Staatskunst gegenüber der Eisenfaust Philipps II., der, seit er (1580) auch die portugiesische Krone trug, den Holländern glattweg den Handel mit Lissabon verbot und, als sie unter dänischer und hanseatischer Flagge diesen Handel fortsetzten, ihnen 1594 kurzer Hand fünfzig Schiffe in Lissabon fortnehmen ließ. Welcher steifnackige Trotz gehörte dazu, um gegenüber diesem Verbote den Versuch, die Schätze Indiens aus erster Hand zu kaufen, wieder und immer wieder zu erneuern! Da der Weg um das Kap ihnen durch die Portugiesen versperrt war, versuchten die Holländer, um Asien nördlich herum nach Indien zu gelangen. Als auch das sich der

Schrecken des Eises wegen als unausführbar erwies, beschlossen sie, die Portugiesen zu überlisten. Die Unternehmung des holländischen Kapitän Cornelis Houtman, der mit vier Schiffen sich durch die portugiesisch-indischen Gewässer hindurchschlich und den Portugiesen, ehe sie sich den Schlaf aus den Augen rieben, die Molukken fortnahm, war ein Streich von halsbrecherischer Verwegenheit. Der Erwerbung von Deutsch-Ostafrika durch Dr. Karl Peters gleicht er im Wesen der That wie ein Ei dem andern. Aber wie ganz anders waren die Voraussetzungen und Folgen beider Handstreiche! Die Holländer waren von Anbeginn ihrer Geschichte durch die zerrissene Gestaltung ihrer Küste auf die See verwiesen; ihnen war der Fischfang Brot und Butter. Der Rhein lieferte ihnen, wie einst der Libanon den Phönikern seine Zedern, das Holz zum Schiffbau. Cäsar und Plinius erzählen uns, daß Ostfriesen und Kauchen von Fischfang und Vogeleiern gelebt haben. Davon, daß die Jeverländer dem Cäsar zu den Iden des März 101 Kibitzeier gesandt hätten, steht allerdings an der bezüglichen Stelle im „Bellum Gallicum“ nichts zu lesen. Die Rheinmündener waren schon damals geringschätzigen Sinnes gegen römischen Formelkrempel und vertrauten auf sich als starke Männer aus eigenem Marke. Sie lernten mit Vergnügen von den Römern den Schiffbau, aber nur um auf ihren Fahrzeugen die Römer zu bekriegen, denen sie zu Lande nicht beikommen konnten; es ist bekannt, wie schließlich dies Fischervolk die Fremdlinge aus seiner Heimat verdrängte. Von der neugewonnenen Freiheit aber machten sie sofort den allerunbefangensten Gebrauch durch „Seeschäumen“, wie sie die Seeräuberei nannten. Hierin wurden sie allerdings von den Sachsen noch übertroffen, die geborene Seeräuber waren. Ueberraschend ist es, zu Karls des Großen Zeiten schon die Friesen als weitausschauende Kaufleute zu finden. Der wüste Einfall der Normannen fügte ihnen zwar großen Schaden zu. Kaum aber erholte sich das Land von dieser Heimsuchung, so begannen auch sofort wieder Handel und Schifffahrt. Unter dem Grafen Dirk IV. fuhr eine Flotte von Holländern und Friesen nach Kleinasien, und aus den Kreuzzügen zog Italiens Handel kaum größeren Vorteil als der niederländische. Die See ist die große Lehrmeisterin dieses deutschen Volksstammes gewesen, der aus harter Not sich hatte herausarbeiten müssen. Und die erste, oberste Lehre, die den Niederländern aus solcher harten Erziehung sich ergab, war die: Klugheit wiegt Stärke auf. „Kühn und besonnen“ schrieben wir allen Ostafrikaner auf unser Banner, des holländischen Vorbildes uns in tiefster Seele bewußt. Aber Losung der deutschen Staatskunst in Afrika ist dies Wort nicht geblieben. Die heutige deutsche Staatshaltung über See gleicht vielmehr dem französischen, als dem holländischen Vorbilde: unsere Tochterländer sind ein Garten mit wohleingefaßten, säuberlich bestreuten und pfleglich geharkten Wegen; nur schade, daß nichts auf den Beeten steht! Die Verwaltung unserer Tochterländer ist sich Selbstzweck geworden und mußte das werden an dem Tage, als man mit dem von Bismarck so überaus glücklich gewählten holländischen Vorbilde der Freibriefgesellschaften

brach. Sachlich lag zu solchem Bruche nicht der geringste Grund vor. Die Aufsicht, die dem Reichskanzler über die Gesellschaften zustand, genügte vollkommen, um jene Willkürwirtschaft zu verhüten, die sich die Holländische ostindische Gesellschaft zur Zeit ihres Verfalles nur darum erlauben konnte, weil der holländische Staat zu schwach war, die nötige Aufsicht zu führen. Fürst Bismarck hatte der Wiederkehr derartiger Willkür der Geschäftsleiter in den Satzungen der deutschen Gesellschaften wohlweislich vorgebeugt. Durch die Uebernahme der Verwaltung seitens des Reiches wurden die Gesellschaften, nunmehr jeder Fürsorge und Pflicht der Selbsterhaltung überhoben, zu einer öden innerlich unfruchtbaren Geldwirtschaft gedrängt. Die Verwaltung aber, der Pflicht kaufmännischer Einträglichkeit überhoben, hat sich zu einem Vielfuß entwickelt, der nichts weniger als anziehend auf den Unternehmungsgeist wirkt. Denn um das vormärzliche Preußentum, das wir in der Heimat endlich mit Gottes Hilfe losgeworden sind, in den Tochterländern wieder zu finden, vertauscht doch wahrlich Niemand die Behaglichkeit des heimischen Lebens mit den unwirtlichen Verhältnissen wilder Länder!

Wenn man bedenkt, wie richtig der Vorzug der 1884 getroffenen Einrichtungen in Deutschland erkannt war, so erscheint es geradezu unverständlich, daß man diese aufgeben konnte. „Deutschland", schrieb Paul de Lagarde damals in seinem „Programm für die konservative Partei Preußens" (Deutsche Schriften S. 361 u. ff.) „besitzt in Afrika Nichts, aber unter dem Schutze Deutschlands stehende Deutsche besitzen dort. Dadurch ist Deutschland der Nötigung überhoben, Verwaltungsbeamte und, was mit diesen zusammenhängt, nach Afrika zu schicken. Dadurch ist Deutschland in die glückliche Lage gekommen, energische Männer ganz auf eigene Hand schaffen zu lassen, ohne daß diesen Männern oder doch ihren Nachkommen die Nationalität verloren ginge. Das Licht dieser Männer wird schon auf das Mutterland zurückleuchten . . . Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts und oben ein Dalai-Lama in Uniform, so verstehen wir die Aufgabe nicht . . . Die Deutschen aber, die in Afrika ihre Angelegenheiten selbst verwalten, schleppen die Börsenspielereien der Deutschen Hauptstädte, schleppen das preußische Schulwesen und die Presse nicht mit". So war es in der That. Wie anders es nun gekommen ist, weiß ja leider die Welt. Niemand aber hat die von De Lagarde geschilderte Klippe von vornherein klarer erkannt und sicherer vermieden, als Fürst Bismarck. Sein kluges uns aus tiefster Seele gesprochenes Wort, daß man „mit Geheimräten und Generälen keine Kolonialpolitik treiben" könne, bewies das zur Genüge. Aber sein Nachfolger, dem wie alle bismarckische Staatskunst auch des Altreichskanzlers Ueberseewirtschaft „zu kompliziert" war, hat schnell mit der Ueberlieferung gebrochen und unter ihm haben denn auch die Generäle und Geheimräte sich behaglich in den Tochterländern eingenistet, die wir als Tummelplatz des deutschen Unternehmungsgeistes in männlicher Bethätigung freier, auf sich selbst beruhender Kraft entwickeln wollten, um unser Volk auf

diesem Uebungsplatze zu einer weltumspannenden Staatsanschauung zu erziehen. Daß einzelne dieser Beamten, vielleicht ihre Mehrzahl, vom allerbesten Willen beseelt sind, ändert nichts an dem Fehler im Wesen der Sache. Unsere Tochterländer werden nicht eher zur Blüte gelangen, als bis der alte staatlichenge deutsche Geist durch neue, große weltgeschichtliche Anschauungen und Aufgaben überwunden sein wird. Dies ist, wie ich wiederholt ausgeführt habe und auch hier wieder betonen muß, nicht möglich durch den allerbesten Willen des allerbesten Geheimrates oder Generals; ehe nicht der kaufmännische Geist in die Ueberseeländer zurückkehrt, bleiben diese ein glänzendes Elend. Denn vom sogenannten „Bureaukratismus" die Lösung einer Aufgabe zu erwarten, die letzten Endes dazu dienen soll, uns von eben diesem „Bureaukratismus" innerlich zu befreien, das soll man doch dem stärksten Manne nicht zumuten!

Uebrigens sind es nicht die Ueberseeländer allein, die des Gängelbandes einer in den einzelnen Vertretern ja gewiß sehr ehrenhaften und liebenswürdigen, in ihrer Gesamtheit aber unerträglichen Beamtenschaft überdrüssig sind; diese Empfindung beherrscht alle Werte schaffenden Stände. Darum zieht es uns unwiderstehlich zum wetterfesten, salzgebräunten Wesen der „Waterkant".

Die See brüllt gröber, als der gröbste Feldwebel, und sie stellt, wie den Einzelnen, so ein ganzes Volk fest auf sich selbst. Es soll unvergessen sein, was wir dem Feldwebel als Erzieher, was wir dem Beamtentume als Träger des deutschen Gedankens schulden. Als das Vaterland am Boden lag und die schwachen Fürsten an ihrer Zukunft zweifelten, war es das Beamtentum, das am Volke festhielt, und aus seinem Pflichtbewußtsein am stärksten ist der Geist der neuen Freiheit und völkischen Einheit erstanden. Aber das Beamtentum soll seine Zuständigkeit nicht überschreiten und nicht in Werkstatt und Schule, in Handel und Wandel, am Eisenhammer und über See uns schuhriegeln und bevormunden wollen. Wir sind mündig und wollen als Männer unsere eigenen Angelegenheiten leiten.

Die Breite, Kraft und Ungezwungenheit der Niederländer hat früh mit der wenn auch noch so väterlich fürsorglichen Einmischung der Staatsgewalt in die Angelegenheiten der Gemeinden und Berufsvereine aufgeräumt. Sie soll unser Vorbild sein.

Wenn es gelingt, zwischen dem Reiche und Holland zunächst ein Wirtschaftsbündnis und als dessen Folge ein staatsrechtlich vertieftes Schutz- und Trutzbündnis herzustellen, so werden aus besserem wechselseitigem Verstehenlernen zwischen Ost- und Westdeutschen alle diese Fragen sehr schnell sich lösen lassen. Hat doch schon die Ungliederung von Hannover das eckigstramme preußische Wesen sehr zu seinem Vorteile mit nordwestdeutschem Lebensgefühle erfüllt zum Segen von Kaiser und Reich!

Und warum sollte der Abschluß des niederländisch-reichischen Bündnisses nicht zur Wirklichkeit werden, da beide Teile nur Gewinn davon erwarten dürfen? Die wirtschaftliche Lage Europa's drängt

nicht minder dazu, als das geistige Bedürfnis auf beiden Seiten. Was soll gegenüber diesem Strome der Geschichte der Widerstand der geistig Müden und Alten, die nicht gern aus dem Steuerwasser ihrer behaglichen Pfahlbürgerei sich hinaustreiben lassen wollen auf das wogende Meer der schäumenden Zeit? Mit den Wraacks und Hulks kleinstaatlichen Philistergeistes erobert man kein verlorenes Land ehemaliger guter Hoffnung zurück und schützt kein Indien in Ost und West vor zerbröckelndem Zerfalle.

Und ebensowenig dringt man in morschen Hulks auf geistigem Gebiete zur Erforschung der letzten verschlossenen Zauberländer vor. Nur ein starkes, geeinigtes die Welt umspannendes Volk ist hierzu fähig. Dieser Lehre der Geschichte können auch die verbissensten holländischen Kleinstaatler sich nicht verschließen. Auch sie müßen auf die Stimme des Blutes sich besinnen, denn unwiderstehlich mahnt der Zug der Zeit sie an diese Pflicht. Holländer und kein Ende: haben sie denn etwa aufgehört, Deutsche zu sein, weil sie seit 1815 sich nicht mehr Deutsche nennen und schließlich ihre Abkunft vergessen haben? Gerade an dem Eigensinne, mit dem sie an dem Gedanken einer besonderen „holländischen Nation" festhalten, erkennen wir sie als echte Deutsche.

Ihr Brüder in Vlaamland, helft uns, sie dem Hochgedanken unseres Volkstumes zurückzugewinnen. Ihr Herz ist hart; aber es soll schmelzen in unserer Liebe. Ihr Sinn ist stolz; aber er soll sich aufrichten an der Höhe unseres Zieles! Ihr Trotz ist zähe, aber er soll erweichen in nie ermüdendem Hinweise auf unsere unselige, fluchbeladene Geschichte!

Wir aber wollen „die Wacht am Rhein" nicht mehr singen; denn ihr Inhalt ist bedeutungslos geworden. Nicht eher soll das Vaterland ruhig sein, als bis auch zu Amsterdam die niederdeutschen Brüder mit den Vlaamen singen und trotzen:

„Vrey bleyft Germaniens Rheyn,
Sey füllen hem niet hebben,
Soo lang er Düitſchen ſeyn!"

* * *

Was hat Holland von Frankreich zu erwarten?

Wenn ihr Herz die Holländer nicht trotz alles Schmollens und Trotzes zu Deutschreich zöge, ihr Verstand müßte es thun. Denn was anderes als der Anschluß an Deutschreich bleibt ihrer Staatskunst wohl übrig? Ich habe bereits ausgeführt, was Holland von England Böses erfahren und fernerhin zu erwarten hat. Nicht minder wichtig ist, Holland an seine frankreichische Vergangenheit zu erinnern. Denn ganz unbegreiflich ist die Stellung, die vielfach in Holland die öffentliche Meinung zu dem russisch-französischen Bunde einnimmt. Seit dem Abschlusse des russisch-dänischen Vertrages mehrt sich in gewissen Kreisen von Holland auffällig die Teilnahme für

Frankreich. An sich hat das ja nichts zu bedeuten. Immerhin ist es ganz lehrreich, einmal dem Gedankengange dieser Holländer nachzuforschen. Ich habe das mehrfach gethan und stets eine lang nachwirkende Heiterkeit aus solchen Gesprächen davon getragen. Der Gesichtswinkel, aus dem diese Holländer ihre Stellung zur Gegenwart und Zukunft betrachten, ist geradezu spaßhaft. Aus dem rechten Auge schielt die Angst vor der deutschen Einverleibung, aus dem linken die Bewunderung vor der französischen „Zivilisation.“ Da sie nicht der Nase nach geradeaus zu sehen vermögen, kennen diese Holländer weder Deutschreich noch Frankreich. Ihr Dwarsblick hat sie bei uns nichts finden lassen, als die Rohheit der zurückgebliebenen Volksklassen und in Frankreich nichts, als das Tingelingtang von Paris. Von dem guten Reste altfranzösischer Herzensfreundlichkeit, dem feineren Takte der französischen Kunst, der immerhin noch zu findenden inneren Fröhlichkeit der französischen Wissenschaft haben sie so wenig eine Ahnung als von dem Reichtume des reichsdeutschen Lebens. Der fade Flitter des Pariser Lebens genügt ihnen zu einem abschließenden Urteile über französische Vorzüge ebenso, wie das Verkennen der deutschen Staatsleitung ihr abweisendes Urteil über Deutschreich bestimmt. Deutschreich ist ihnen „der Feind.“ Das genügt. Die Brücke von da bis zum Volksverrate der kläglichen Haus-Staatskunst des dänischen Königshauses ist leicht betreten: sie führt unmittelbar zu dem Zar-Befreier und von da natürlich nach Frankreich zurück.

Es ist sehr schwer, mit solchen Herren sich über holländische Geschichte zu unterhalten. Merkwürdig; mit den holländischen Frauen und Mädchen bin ich immer viel flinker einig geworden. Ich tanze nämlich einwandfrei Walzer und laufe Schlittschuh wie ein Friese; gegen die Stichhaltigkeit solcher Gründe kommt ganz Paris nicht auf. Aber bleiben wir bei den Männern und der holländischen Geschichte!

Die Franzosen-Anbeter in Holland sind ja nicht von gestern und vorgestern. Der sonderbare Rausch, von dem im achtzehnten Jahrhundert ganz Deutschland ergriffen wurde, hat ja auch in Holland sich in leidenschaftlicher Schwärmerei für den Zauber französischen Geistes dargethan. Allerdings erlitt er herbe Enttäuschung, als im Friedensschlusse von 1795 die Batawische Republik die Landschaften Maastricht, Venlo, Staats-Limburg und Staats-Vlaandern an Frankreich abtreten und obenein 100 Millionen Gulden Kriegsentschädigung an Frankreich zahlen mußte, das dagegen so zuvorkommend war, eine französische Besatzung zum Schutze des Freistaates im Lande zu lassen. Auch verfehlten die Franzosen nicht, die ungeheueren Fehler der bisherigen holländischen Geschichte mit Eifer zu verbessern. Wie thöricht war es von den Niederländern gewesen, daß sie bis dahin ihre Gemeindefreiheit gegen eine Welt von Widersachern verteidigt hatten! Jetzt brachte ihnen Frankreich (1798) das Heil der Welt, die „Zentralisation!“ Das glückliche Holland wurde in „De-

partements" geteilt, und mit Stolz fühlten seine für Frankreich schwärmenden Weltbürger sich bereits als halbe Franzosen. England bereitete dieser vortrefflichen Stimmung nicht den geringsten Widerstand; es sorgte sogar durch Verdrängung der holländischen Uebersee-stellung dafür, daß das glückliche Holland nicht etwa eines Tages in seinen alten Fehler völkischen Selbstbewußtseins zurückfalle. Die Bank von Amsterdam wurde zwar durch diese Vorkommnisse bis zur Vernichtung erschüttert. Aber was schadete das? Blühte nicht an ihrer Stelle die Bank von England als zuverlässige Hüterin des Rechtes altholländischer Ersparnisse auf? Ostindien ging auch zum größten Teile verloren, und der holländische Handel wurde zum Küstenhandel herabgedrückt wie zur Zeit des Claudius Civilis. Aber wurden nicht alle diese kleinen Schlappen, wurde nicht selbst der Verlust von Surinam und Kapland (1802) reichlich aufgewogen durch die Versicherungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit denen Paris sein liebes Holland überschüttete? Wie zärtlich war man dort darauf bedacht, dies Land zum französischen Anhängsel zu machen? Napoleon schickte ihm sogar seinen eigenen Bruder Ludwig als König, und als dieser seine Aufgabe nicht begriff, zog der große Kaiser Holland als französisches „Departement" in den französischen Staat ein. Konnte man mehr verlangen? Und darf man nicht felsenfest davon überzeugt sein, daß das hochherzige französische Volk, getreu seinen ruhmreichen Ueberlieferungen, auch heute noch bereit sein wird, sich über die Bedenken der Holland etwa verbürgten Unabhängigkeit hinwegzusetzen und das kleine verwaiste Land liebevoll an seinen welken mütterlichen Busen zu ziehn? Es käme nur auf den Versuch an. Oder meint man etwa, die Franzosen hätten sich seither geändert? Ach nein, die bleiben sich ewig gleich. In Holland aber hat man die bittere Lehre vergessen, die den Vätern anfangs des Jahrhunderts von der Geschichte erteilt worden ist. In tiefer Scham, in reuiger Zerknirschung hatte man diese Lehre beim Ausbruche der deutschen Freiheitskriege begriffen, und wie ein Sturmwind hatte 1815 ganz Holland das Lied des Marnix van Sint Adelgonde durchbraust, das die niederländischen Streiter auf dem Schlachtfelde von Waterloo angestimmt hatten und das nun in der Person seines Königs aus deutschem Blute Holland eine neue Zeit voll Freiheit und Macht verhieß: „Wilhelmus van Nassouwe." Und sollte wirklich unser schnelllebiges Geschlecht bereits diese Lehre vergessen haben: ist es denn wirklich für einen Holländer so unglaublich schwer, einmal den prüfenden Blick auf Belgien zu werfen und zu sehen, wohin die „belgische Unabhängigkeit" und die Franzosenschwärmerei diesen Nachbarstaat im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts gebracht hatten?

* * *

Unsere gemeinsame Sprache.

Freilich gibt es ja nun in Holland Viele, die auch von den Vlamen nichts wissen wollen. Sie wollen für sich allein bleiben. „Wey seyn eene kleine Natie, maar hebben een gloriereyk Verleden" meinen sie. Wenn es nach ihnen ginge, so würde in Norddeutschreich das Plattdeutsch ebenso abgeschafft, wie in Vlaandern das Vlämisch, damit nur ja die ihrer Meinung nach reinen Niederländer in Nordholland unter sich bleiben und von ihrem „Hükje" aus Welt-Staatswirtschaft treiben könnten.

Auch das ist deutsch! Diese sonderbaren Käuze vergessen, daß die Bezeichnung „holländisch" für ihre Sprache erst Anfang dieses Jahrhunderts aufgekommen ist. Bis dahin hieß die niederländische Sprache „dietsch", und die Nordniederländer waren sehr wohl bis dahin ihres niederdeutschen Stammes sich bewußt. Wie hätte es denn auch anders sein können! Die Unterschiede zwischen dem Vlämischen und Holländischen sind ja nicht bedeutender, als zwischen der westfälischen und hannoverschen Mundart. Dagegen hat sich freilich das Hochdeutsch im Verlaufe der nunmehr tausendjährigen Trennung weit von dem ursprünglichen Grundwesen der gemeinsamen Sprache entfernt. Das Mittelhochdeutsch unterschied sich kaum wesentlich vom Niederdeutschen. Wenn man die Wandlung des Hochdeutschen überblickt, wie es aus der Mundart nid der Enns unter dem Einfluße des Minnesanges am kunstsinnigen Hofe der Babenberger erwachsen, dann vom Kaiser Rudolf zur Amtssprache erhoben und schließlich von Luther zum Bande des reichischen Gesamtlebens benutzt worden ist, so ergibt sich klar, daß nichts falscher wäre als etwa die Behauptung: Niederdeutsch sei dem ursprünglichen Grundwesen unserer Sprache entfremdet.

Nein, diese Entfremdung ist durchaus auf Seiten der hochdeutschen Sprache zu suchen. Es mag aber zugegeben werden, daß sie auf dem schärfer und schärfer sich heraus arbeitenden Gegensatze des süddeutschen Wesens zum norddeutschen beruht hat, wie er im Zauber des Staufentumes einerseits, im Markigen, Trotzigkühlen des Welfentumes andererseits zum Ausdrucke kam. Wir wissen ja, wie oft dieser Gegensatz Deutschland zerrissen hat; und wir Alle, die wir bewußt dem deutschen Gedanken leben, preisen ja das gütige Geschick, das diese verschiedenen Erze nun in Fluß gebracht hat; wir Alle hoffen, daß süddeutsche Formenfreudigkeit und nordisches Lebensgefühl nun zu einem Guße sich verschmelzen. Die grundlegende Arbeit hierzu ist vom Hochdeutschen geleistet worden, als es den Purpurmantel der Goethischen Sprache und Schillers Goldgewaffen gleichzeitig den Süd- und Norddeutschen in der gemeinsamen sieghaften Schriftsprache anlegte. Aber die eigentliche Volkssprache Norddeutschlands ist damit nicht in die Trödelkammer geworfen. Und welcher Süddeutsche, der in Treue an der Mundart seines Alpenthales oder Schwarzwalddorfes hängt, verstünde nicht die tiefgeheimnisvolle Gewalt, die neben der Kenntnis der Schriftsprache in der Gaussprache, der Muttersprache im engeren Sinne sich birgt?

Als Klaus Groth und Fritz Reuter dem Norddeutschen die Freude an seinem eigenen Stammesleben zurückgaben, ist der Dank hierfür ihnen ja fast stürmischer aus dem leicht überquellenden süddeutschen Herzen dargebracht worden, als aus Norddeutschland, wo manche schwielige Hand den Band des „Quickborn" und der „Stromtid" gestreichelt und die Tränen von der wettergebräunten Wange gewischt, aber selten nur der Mund ein Wort des Dankes gefunden hat.

„He sä mi so veel
Un ik sä em keen Word . . ."

Und ob das Herz auch bis in den Hals hinauf schlägt, nur Nichts merken lassen! Das ist niederdeutsch; und der tiefe Quickborn dieses Wesens wurde auch in diesem Zuge von den Süddeutschen verstanden, als die Wünschelrute der Dichtung ihn erschloß.

Mehr wie von jedem anderen gilt vom niederdeutschen Dichten das Meisterwort:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide."

Der Niederdeutsche muß „außer sich sein", wie jeder echte Dichter es in der Stimmung des Schaffens ist, um zu sagen, was ihm bis zum Zersprengen das Herz erfüllt.

Diese innerlich reiche Kraft teilen aber Niedersachsen, Friesen und Rheinfranken mit den Niederländern genau so, wie sie deren weiche, markige und däftigbreite Sprache teilen. Darum muß diese Sprache das Bindemittel zwischen dem staatlich geeinten Reiche und den geistig dem reichischen Norden noch immer gleichartigen Niederlanden bilden. Bismarcks Werk soll den festen Kern, das Rückgrat für ein Alldeutschtum abgeben, ohne daß wir unseren nordwestlichen Stammesgenossen die hochdeutsche Schriftsprache aufzudrängen brauchen. Sie sollen niederländisch redende Niederländer bleiben und zugleich niederdeutsch redende Deutsche sein! Dies ist der Punkt, aus dem der innere Widerstand zu überwinden ist, den sie bisher unserer Bewegung entgegengebracht haben.

Wie förderlich solches Nebeneinanderbestehen der beiden Schwestersprachen für die Reinheit und den Reichtum des Hochdeutschen sein wird, das heute im landläufigen Sprachgebrauche nur zu oft eine würdelose, mit fremdem Kauderwelsch betreßte Bedientensprache darstellt: das wird an späterer Stelle näher dargelegt werden, ist auch wohl von vornherein Allen klar, die jemals einen Blick in die unverfälschte Pracht und tiefe Herzenswärme des Niederdeutschen gethan haben.

„Als wey seyn die van germaanschen Blude,
Wat komt van hen, komt ons ten Gude."

Dies Wort, das de Geyter seinem Kaiser Karl in den Mund legt, gilt auch für die Nur-Hochdeutschen südlich der goldenen Aue. Es gilt doppelt für sie, weil in der Ehrenrettung der niederdeutschen Sprache zugleich auch der Schlüssel für die Weltstellung des Deutschen über See gegeben ist. Die Vorkämpfer unserer Art über

See sind keine Hochlehrer, sondern in erster Linie Bauern und Seeleute. Wenn in Amerika heute anstatt der deutschen die englische Art herrscht, so ist das hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß den plattdeutschen Bauern, die den wilden Westen erobert und gerodet haben, die englische Sprache kaum ferner als die hochdeutsche Sprache steht, in der ihnen alles Böse und Widerwärtige in der Heimat angethan war. Wäre Neu-Amsterdam nicht Neu-York geworden, wäre also der plattdeutsche Bauer in Wisconsin und Illinois nicht vor die Wahl zwischen Hochdeutsch und Englisch, sondern zwischen Niederdeutsch und Englisch gestellt, so würde er selbstverständlich bei seiner eigenen Mundart geblieben sein. Die Süddeutschen aber würden damals in Amerika ebenso mühelos plattdeutsch gelernt haben, wie sie es heutigen Tages mühelos in Südafrika lernen, wo sie gern den Buren sich anschließen. Auf die ungeheuere Tragweite dieser Thatsache werde ich in einer besonderen Schrift über Südafrika noch zurückzukommen haben. Hier will ich nur darauf hinweisen, wie klar dieser in Deutschland kaum noch recht begriffene und doch so schwerwiegende Umstand — selbstverständlich!! — in England begriffen ist. „The Low dutch of the Continent" sagt Freeman in seinem Werke: „The norman Conquest" I. S. 14, „so closely cognate with our own tongue is the natural speech of the whole region from Flanders to Holstein, and it has been carried by conquest over a large region, originally slavonic, to the further east . . . . It should always be borne in mind, that our affinity in blood and language is in the first degree with the Low-dutch, in the second degree with the Danish. With the High-dutch, the German of moderne litterature, we have no dived connexion at all." Die Nutzanwendung hievon hat man in Amerika längst gezogen. Jeder „Stumpredner" zur Wahlzeit reist auf diesen Kniff. „The old saxon blood, which thicker is than Water" muß dann herhalten, um den plattdeutschen Bauer einzufangen für die Sonderwünsche der Neuengländer, Yankees, zu deutsch für den herrenvölkisch englischen Gedanken. Sobald die Wahl vorbei ist, macht man das Thor wieder auf, läßt das deutsche Stimmvieh laufen und erinnert sich unter den nun von den Deutschen als „Knownothings", „Nativisten" u. s. w. gescholtenen Herren nicht sowohl des angelsächsischen als vielmehr des — gleichviel ob wirklichen oder vermeintlichen — normänischen Blutes der Vorfahren. So dumm diese Geschichte aussieht, wiederholt sie sich doch bei jeder Präsidentenwahl. Es kann aber auch dort noch einmal anders kommen, wenn Niederdeutsch erst wieder die zur See geltende deutsche Schwestersprache geworden sein wird.

Wie leicht sich die Süddeutschen zu der plattdeutschen Schwestersprache zurückfinden, beweist ja jeder aus Bayern oder Schwaben gebürtige Schiffsjunge der deutschen Hauffahrteiflotte, der an Bord in wenigen Wochen im „bräfigsten" Hamburger Fleetenplatt sich auszudrücken lernt. Ganz abgesehen vom alldeutschen Gesichtspunkte war es des-

halb entschieden ein Mißgriff, daß das an Bord aller Kauffahrteischiffe giltige Platt nicht auch für die deutsche Kriegsflotte als Befehlssprache beibehalten ist. Mit Recht hat Klaus Groth von Anbeginn der deutschen Flotte an darauf hingewiesen, daß dieser Fehler um so unbegreiflicher war, als die plattdeutsche Sprache zur Zeit der Hansa die Welt beherrscht hat. Sie hat im Hildebrandslied, das ursprünglich niederdeutsch war, sich ein ehrendes Denkmal gesetzt und im Sachsenspiegel das deutsche Rechtsleben in neue Bahnen gelenkt. Sie hat nicht schlecht hinter dem Pfluge und am Steuer gedient. Gegen Waldemar 2., den Sieger, hat sie das Wort geführt: säwen un säwentig Hänse — sie hat markig gesprochen im Vehmgerichte der Westfalen, heldenmütig mit den alten Ditmaren, welterfahren in den Rechneien von Lübeck und Lüneburg, auf den Kaufhöfen zu London und Nowgorod .... Welche Sprache eignet sich so zum Befehl wie sie, die laut klingt, kurz und kräftig aus der Mannesbrust? Heute befiehlt sie nicht mehr, wie zu Wittekinds Zeit; aber wenn der Sturm braust und die Wogen andonnern, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Lust und Festigkeit wecken in manches braven Mannes Herzen!"

Ein "hochdeutsch redender Matrose ist ein Zerrbild, genau so wie ein hochdeutsch plappernder Bauer. Unter sich reden auch die Matrosen der Kriegsflotte plattdeutsch.

Wenn man nun auch nicht so weit zu gehen braucht, den Verlust großer Schiffe, wie des „Großen Kurfürsten" und der „Pommerania" auf nichtverstandenen Befehl mangels Kenntnis hochdeutscher Sprache seitens der Matrosen zurückzuführen, so ist doch zweifellos, daß Plattdeutsch allein auf deutschen Schiffen vor solchen Mißverständnissen schützt. Zudem ist es die Matrosensprache der nordischen Meere und wird als solche auch von den russischen Matrosen gesprochen.

Ebenso verstehen sich unsere plattdeutschen Theerjacken aber auch mit den Niederländern ohne Weiteres. Vondels Trauerspiele wurden 1745 in Hamburg aufgeführt und allgemein verstanden. Ein holländischer Prediger, der in Ditmarschen in seiner Gaussprache predigte, wurde ohne Schwierigkeiten verstanden. Plattdeutsche Schiffsführer, die zu Antwerpen vor Gericht standen, brauchten weder Dolmetsch noch Anwalt, ebenso wenig brauchten sie einen Führer, um in Amsterdam ihre Schiffergeschäfte zu erledigen. Als Pol de Mont zu Berlin und am Niederrhein in vlämischer Sprache redete, wurde er von allen Niederdeutschen ohne Weiteres, von den Süddeutschen mindestens im Wesentlichen verstanden.

Immerhin gibt es ja im Niederdeutschen einige Unterschiede in Umlautungen und Tonfall; sie sind aber lange nicht so groß als im Hochdeutschen. Der Vlame aus Nordfrankreich und der Plattdeutsche aus den russischen Ostseeprovinzen stehen sich mundartlich bei weitem nicht so fern, als z. B. der Egerländer und der Reichenberger, die nur ein paar Meilen weit von einander in demselben Kronlande wohnen.

„Van't Noordseestrand tor Westermark der Walen,
Weyd vöörder ùp bet aan de Oostsee weyd
Spreekt al 't Volk in nederdùitischer Talen".

Unmerklich sind die Uebergänge vom Antwerpischen zum Brabantischen, vom Vlämischen zum Niederländischen, vom Niederländischen zum Niederdeutschen, Alldietschen. Und ebenso unmerklich hebt sich das Plattdeutsche zum Niederdeutschen, Alldietschen empor.

Ich kann dies nicht besser veranschaulichen, als indem ich das Gleichnis vom Verlorenen Sohne in der von dem verdienten Dr. Johann Winkler (Allgemeen Nederduitsch en Friesch Tongvallenboek) ausgearbeiteten Form in sämtlichen niederdeutschen Mundarten hier in durchweg gleichmäßiger, der alldietschen Hansens möglichst genäherter Schreibweise wiedergebe.

Geleykenis van den Verlorenen Soon.

Brügge. — 11. Der was e ker e Man, en i a twee Sööns.
12. Den ùksten was nog ol brave, môr den jùnksten was e Nietsög van d'eeste Klasse. Se Vödder gaaf em olle Sorten van Vermômningen en sei em: Vögel! ge si gi e slich Süsekt, de Nagel va' me Doofiste, 't Skandôl van de Stad, en 't gone 't ik dor begùmmen e Spalletje voren te vesten. — Der was dôr nie an te dune, i en gùnk i môr olsan jas-ùp.
Os i nù lange genùg sen Düvel ùntbùnden a, en dat i saag, dat Jedereen em met een fkeev' Ooge bezaag,

Düinkerke. — i see an siin Vader: Vader! gee' mi te fèète ol miin Geld, dat ik gha gan vojasseeren. De Vader gaf an siin twè Sööns elk 't Sine.

Middelburg. — (Plat-Walchersch) 13. En 't düürde ni lange of de juunksste Söne pakte eel den Buul bi mekaore, en kort näderand is 'n nä 'n vär Land getrokke, en däär eit 'n aol s'n Guud in Overdääd döö(r)gebracht en i leefde as 'n Bèèste.

St-Trüiden. — 14. Us-t-er nau niks ne mie en a, kam do 'ne gruten Ungersnuëd én 't Laend wu t'r was.

Hasselt. — 15. Down verheeirden em sich bè 'ne Mins van da' Land, en dia schikdem em ùp s'n Wenning vers'n Verkes te heje.

Maastricht. — 16. En er hat geere s'ne Buuk gevült met d'n Draf dee de Verkes oate, mè doa woas ghei Mins dee 'm dat goaf.

Münster. — 17. Nu, es he aover to sik sülfst kwam, zag'=he: wu vùl Daglööner hevvet bi minem Vader Broud meer es te vùl, ik aover stiërve iher vöör Hùnger.

Jütfen. — 18. Jk sal opstoan en na miin Vader goan, en ik sal tegen 'm seggen: Vader! ik heb gesündigd tegen den Hemel en tegen uu.

Groningen. — 19. Jk bin neit meer weerd jou Söön te heiten; moak mey moar ein van jou Knechten.

Emden. — 20. Un nadat he de Sake bi sük bedocht har, stün he ùp ùn gùnk op 't vaderlike Huus of. Man he was d'r tels nich anto'komen, do sag siin Va'er hùm al van verre kùmmen; ùn ùm dat 't siin Ha(r)t bedrükken deê, gùnk he hùm in=tegen, haald' hùm an, ùn drük(d)e ën zoon(d)e hùm.

Bremen. — 21. De Söön averst sä to jem: Vader! ik hew 'sónnigd tègen den Hèven ùn di; ik bün nig wèèrd dat ik diin Söön hete.

Hannover. — 22. De sä de Vader tau sinen Knechten: bringet dat
(Deister.) gladdeste Kleed ùen trek et üm an, ùn gèwet en Ring an sine Hand ùn Sjaue an sine Yüte.

Frankfurt a/O. — 23. Un brengt'n gemest 't Ka(l)w ùn sjlacht 't, ùn loat ùos ööten ùn vrölich siin.

Königsberg. — 24. Den disser miin Söön wär dood on hey ös wedder lebendig gewordn: hey wär verlaren en hey ös gefóenden wordn. On sey föengn an vrölich to sèènd.

Danzig. — 25. Aowersch siin eldster Söön wär ùp dat Veld; on as hey näger keem an 't Huus, doa heërd hey singen ook dantsen.

Grieifswald. — 26. En he reep èènen von de Knechts tô sik ùn froog wat dat wür.

Rostok. — 27. Dee sèèr to em, diin brorer is 'kaomen ùn
(Nex=Brandenburg) diin Vatter hett 'n fettes Kalf slacht 't, dat hee em gesónd werrer hët.

Hamburg. — 28. Da wür(d) hee füünsch ùn wùl(d) nich herin gaan. Da gùng siin Vader herùt ùn bäed em.

Flensburg. — 29. He aber antworter, ùn seïr: siest du Vatter!
(Angeln) soo vèèl Jaar hev' ik di déend' ùn di niimmer wat to=werdern 'daan, ùn du hest mi nie en Bok 'geben, ùm mi mit miin Frün' frölich siin to laten.

Heide. — (Ditmarschen)

30. Nu awer de dare 'kam 'is, dee dat Sinnige mit Horen verbracht hêt, hest du em 'en Mastkalf' slacht.

31. Do seê de Mol' to em: miin Jüng! du büst alledag' bi mi ùn wat miin is, is diin.

Brügge. —

22. t'en is môr reks lik of 't siin mût! Jen Brure was dood en i is veerefen; soo is 't guud simpel da' me miinder da' vieren. Je vünk gi de Beloninge van je gù Gedrag in Wal te stônne med iedereen, verstôje dà? En lôt gi ons te gôrre kontent siin dat i nog leeft.

Damit wären wir wieder in Brügge zurück, von wo wir ausgegangen waren.

Ausbreitung von Niederdeutsch, Hochdeutsch, Englisch, Französisch.

Nichts wäre falscher, als zu glauben, daß die niederdeutsche Sprache unfähig sei, ihren Platz als gebildete Sprache neben dem Hochdeutschen zu behaupten. Von welcher Bedeutung aber die Ausbildung des Alldietschen zur allgemeinen Schriftsprache Niederdeutschlands für die Weltstellung des gesamten Deutschtums sein wird, das wird erst klar, wenn wir einmal die Welt überblicken und sehen, wie viele Millionen Niederdeutsch sprechen. In den Niederlanden und in den Burenstaaten wird Vlämisch-Holländisch von 10 Millionen gesprochen, Plattdeutsch wird von etwa 12 Millionen in Europa gesprochen. Das macht zusammengerechnet 22 Millionen; doch dürfte diese auf amtlichen Angaben beruhende Zahl in Wirklichkeit noch überschritten werden. Die Zahl der Niederdeutschen in Amerika ist noch nicht ermittelt. Sie dürfte nach beiläufiger Schätzung in Nordamerika mindestens 5 Millionen betragen. Hierzu kommt die nicht geringe Anzahl der Niederdeutschen in Südamerika und Australien. Also im Ganzen dürfte Niederdeutsch von 28—30 Millionen Weißen gesprochen werden. Dazu kommen 32 Millionen Eingeborene der niederländischen Besitzungen. Das macht also mindestens 62 Millionen niederdeutsch Sprechende auf der Welt. Die genannten 28—30 Millionen Niederdeutsche sind einbegriffen in den 75 Millionen Deutschen, die 1890 als auf der gesamten Erde lebend geschätzt wurden. Ihnen standen 82 Millionen Engländer gegenüber. Es ist aber gar keinem Zweifel unterliegend, daß in diesen 82 Millionen Engländern eine große Anzahl Deutscher steckt, die ihr Volkstum verleugnet haben. Heute wird die Zahl der Deutschen auf der Erde, einschließlich Niederländer auf 80 Millionen geschätzt. Ueber die Anzahl der Engländer liegen auch nur annähernd zuverlässige Schätzungen seit 1890 nicht vor. Die Zunahme der Engländer hat vielleicht nicht mit der früheren gleichen Schritt gehalten, weil der deutsche Verlust in Nordamerika sich auffallend mildert. Wie immer dem

sei, so wird ohne weiteres klar, daß das gesamtdeutsche Sprachgebiet noch immer groß genug ist, um dem deutschen Leben eine starke Zukunft zu sichern, wenn fester als bisher die niederdeutsche Sprache vor dem Aussterben bewahrt wird. Daß Französisch und Spanisch, Portugiesisch und Italienisch im Niedergange begriffen sind, habe ich bereits an anderer Stelle ausgeführt.

Für den letzten großen Entscheidungskampf unter den arischen Rassen kommen diese Romanen gar nicht in Betracht. Er fällt zwischen Slawen und Germanen und unter letzteren zwischen Engländern und Deutschen. Gelingt es, das Niederdeutsche neu zu kräftigen und zur ebenbürtigen Schwester des Hochdeutschen zu erheben, so ist das Kampffeld durchaus verändert. Das sollten sich vor allen diejenigen gesagt sein lassen, die überall auf der Erde als berufene Hüter des Niederdeutschen gelten, die plattdeutschen Vereine. Sie waren seither mitunter in Geselligkeit so sehr aufgegangen, daß sie ihre ursprünglichste und höchste Aufgabe, die Fritz Reuter, ihr oberster Führer, ihnen vorgezeichnet hat in seinem markigen Gedichte vom Eichbaume der plattdeutschen Sprache, aus dem Auge verloren. In Hansens alldietscher Schreibweise lautet der erste Vers dieses schönen Mahnrufes:

„Ik weet eenen Eikboom, de staeit aan de See,
De Noordstorm, de bruist in siyn Knäst,
Stoult rekt hé de mächtige Kron in de Höö,
Soo is dat al duisend Jaar west.
Keen Minschenhand
De heft em 'plant,
Hey rekt sich von Pommern bet Nederland."

Er reckt sich weiter nun über Meere und Länder, wo immer deutscher Fleiß die gare Scholle pflügt.

Sorgen wir dafür, daß überall in der Stunde der Gefahr in seinem guten Schatten die deutsche Art treu bewahrt bleibt:

„Wenn de Stormwind eens bruist dör dat dietsche Land,
Dann weet ik 'ne sekere Steed!"

* * *

Deutsche, Germanen.

„Niederdütschland to—hoop!" Wir Niederdeutschen haben auf dem Altare des Vaterlandes unser Bestes geopfert, was ein Volk zu opfern hat: unsere Sprache. Das Opfer war nicht zu hoch für den Gewinn, der aus der Meisterzeit der deutschen Dichtung und der ihr entsprossenen deutschen Einheit uns erwachsen ist. Aber gänzlich unterdrücken wollen wir darum unsere Sprache und Art nicht lassen. Die Hochdeutschen haben uns, wie Klaus Groth treffend sagte, zu ihren Brüdern gemacht, aber sich nicht zu den unsrigen. Sie sollen sich erinnern, daß ihre Sprache, nicht die niederdeutsche, sich vom ursprünglichen Wesen weit entfernt hat. Andererseits wollen wir Niederdeutschen uns tief in die Herzen prägen, daß wir Deutschen alle, Hochdeutsche wie Niederdeutsche, im Blute schließlich eines Ursprungs sind und daß die Wiedervereinigung der deutschen Stämme, die wir anstreben, nur eine unabweisbare Folgerung aus unserer geschichtlichen Vergangenheit ist.

Wer sind wir Deutschen oder, was dasselbe sagt, wir Germanen denn eigentlich? Woher kommen wir? Vielleicht sagt uns die Beantwortung dieser Frage zugleich, wohin unser Weg führt. Eine Zeit lang hat man uns weismachen wollen, wir seien „Indogermanen", aus dem asiatischen Süden hergewandertes Zigeunervolk. Dann wieder haben skandinavische Forscher zwischen Deutschen und Germanen einen Unterschied aufgestellt und die Heimat der letzteren im Norden festzustellen gesucht. Ihnen gegenüber hat Jakob Grimm bereits in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" festgestellt, daß zwischen Deutsch und Germanisch ein Unterschied so wenig besteht, wie zwischen Deutsch und Alemannisch. „Les Allemands" nannten uns die Franzosen, weil sie die Alemannen als nächste deutsche Nachbarn hatten; Germanen wurden von den Galliern die Tungren (von Tunga, Zunge, also die Redekundigen, vielleicht auch die Heera—heer—Rufer, Hurrahbrüller) genannt, die im Gebiete der heutigen belgischen Provinz Luxemburg den Galliern die nächsten deutschen Nachbarn waren. So kam, da die Römer bei den Galliern den Namen Germanen fanden, dieser als Sammelname der Deutschen auf die Neuzeit. Deutsche aber nannten unsere Vorfahren sich selbst in bewußtem Gegensatze zu allen minderwertigen Völkern wie Slawen, Schlawen, Sklaven, Kelten und Römern. Deutsche, Dütsche, Dietsche stammt von Deut, Diet, was Volkheit bedeutet. Also die Völkischen, Einheimischen in des Wortes edelster Bedeutung waren unsere Vorfahren. Darum soll Jeder, der sich mit Bewußtsein einen Deutschen nennt, sich damit als Sohn eines Herrenvolkes fühlen, das entschlossen ist, den ihm gebührenden Einfluß auf die Entwickelung der Menschheitsgeschichte sich zu sichern. Nicht ein Volk, wie andere Völker mehr, sind uns die Deutschen, sondern „das Volk."

Daß deutsch mit teutonisch nichts gemein hat, ist ja wiederholt bewiesen. Teut würde hochdeutsch in Zeuß, Teutoburg in Zeußburg umlauten. Die sagenhafte Verbildlichung unseres Volkes im Kriegsgotte Teut, so schön sie sein mag, entbehrt aller sprachgeschichtlichen Begründung. Ebensowenig kann deutsch abgeleitet werden von dem Gottesmenschen Tuisko oder Tuisto, dieser Lieblingsgestalt meiner altsächsischen Heimat. Denn Tuisto lautet hochdeutsch um in Zwist. Die Zwistischen oder Zänker uns zu nennen, wäre in Rücksicht auf unseren alten Erbfehler völkischen Haders wohl ein Treppenwitz der Weltgeschichte, aber ernstlicher Erwägung nicht wert.

Aus der Ableitung des Wortes deutsch von Teut, Zεύς, deus, hat man lange Zeit den Rückschluß auf unsere indogermanische Abkunft gezogen. Auch das ist längst als hinfällig erwiesen, sprachlich aus den erwähnten Gründen, aber auch naturwissenschaftlich und geschichtlich.

Nein, nicht hergewanderte Zigeuner sind wir, sondern das aus der harten Auslese der Eiszeit hervorgegangene ureingeborene Stammvolk unserer Heimat. Hier aus der deutschen Völkerwiege wanderten Gothen, Burgunden und Langobarden aus. Letztere gewannen, ver-

stärkt durch Bajuwaren und die später wieder bis zum Harze zurückkehrenden Sachsen Norditalien; die Burgunden, die ursprünglich an der Weichsel gesessen, doch auch Bornholm (Burgundholm) bewohnt hatten, zogen südwestwärts, um „ze Wormse bi dem Rhine" ihr Reich zu gründen, dann schritten sie weiter vor nach dem heutigen Burgund und Savojen. Durch Andalusien hindurch, dem sie den Namen gaben, drangen die Wandalen bis Afrika vor, wo ihre Spur erlischt. Vielleicht haben wir in den braunen, glatthaarigen Gallavölkern, mit denen wir 1886 die später von unseren Geheimräten an England und Italien preisgegebenen Verträge schlossen, die letzten Ausläufer der Wandalenwanderung vor uns! Die Franken vom Niederrheine eroberten Gallien, die Normannen nahmen Nordfrankreich in Besitz und drangen von Island aus über Grönland nach Nordamerika vor, wo sie Markland und Winland gründeten. In Osteuropa aber besiedelten die Ruozzi, aus Schweden kommend, das nach ihnen benannte Rußland, und die Ostgothen drangen durch Thrakien und Thessalien bis Asien und Delphi vor. Daß auch ihre Heimat gleich der der Rugier ursprünglich nördlicher war, darf mit Sicherheit angenommen werden, auch wenn man daran festhält, daß die skandinawischen Göten von Oestergötland nicht eindeutig mit dem großen Volksstamme der Gothen, sondern wahrscheinlich nur ein Zweig von diesem sind. Für unseren nordischen Ursprung gibt es aber außer dem geschichtlichen noch einen anderen Beweis: das Vorkommen von Hünengräbern und Wuotanssteinen (Bodensteinen, Wodensteinen). Das dichteste Vorkommen der Hünengräber ist in der norddeutschen Tiefebene. Von dort aus strahlen die Gräberstraßen nach Südost und Südwest aus, immer dünner und dünner werdend, schließlich im asiatischen Hochlande sich verlierend. Den Hünengräbern entspricht der Fund der Wodanssteine. Im Harzgebirge fließt der Wuotansfluß, Wodefluß, die Bode. Im Bodekessel sucht altsächsische Sage, der Nibelungensage durchaus entsprechend, den versunkenen Reif, den der Drache auf umbrandetem Felsblocke hütet. Vom Tanzplatze der hagischen Jungfrauen (Hexentanzplatz) sprang Sleipnir, der Wodansschimmel, über das Bodethal, seine Trappe (Roßtrappe) in den Felsen schlagend. Wir graben mit so viel Sorgfalt dem römischen limes nach und durchforschen Kleinasiens und Griechenlands Städtegräber; wäre es nicht eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft, hier einmal anzusetzen, wo es den unumstößlichen Nachweis der Herkunft unserer eigenen Art zu liefern gilt? Und wäre es nicht eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, diese alten Vorzeitdenkmäler mehr, als leider geschieht, zu schonen? Ich habe im Herbstmond 1882 in der „Kölnischen Zeitung" den Nachweis geführt, daß am sogenannten Herthasee auf Rügen (die dort erzählte, übrigens nicht im Volksbewußtsein lebende Herthasage ist unverkennbar eine von halbwissenden Schulmeistern verpfuschte Iphigenienſage) ein Wodansdienst bestanden hat. Die dort von mir und meinem Freunde, Kunsthochlehrer Peter Janssen-Düsseldorf, bloßgelegten Opfersteine

sind Wodanssteine, wie die Schreiterspuren und die Wolfsmale klar erweisen. Es wäre verdienstlich, auf einer Karte einmal alle bekannten Wodanssteine und Hünengräber einzuzeichnen. Unzweifelhaft würde dadurch der Ursprung unserer Art in der norddeutschen Tiefebene unwiderleglich nachgewiesen werden. Es mag dahin gestellt bleiben, ob und inwieweit in der indischen Brahminen- und Kriegerkaste deutsches Blut zu suchen ist. So viel jedenfalls steht fest: kein Volk der Erde hat so sehr, wie das deutsche, mit seinem Marke die Menschheit verjüngt und ihrer Gesittung seinen Stempel aufgeprägt. Es liegt ein tiefer Sinn in unserer alten Sage, daß Wodan, der für den Weistumstrunk aus dem Meere der Unendlichkeit sein eines Auge gab, zugleich der Vater des Sieges wie der windgewaltige Wanderer ist. Siegvater, Weiswart, Wunschwille, Wanderer: wenn die Geschichte es nicht bewiese, müßte der Gottesglaube unserer Väter es uns sagen, daß wir zum Erobern, Besiedeln und geistigen Befruchten der Erde geboren sind! Wieder und immer wieder muß hieran erinnert werden, nun zumal, da endlich aus zweitausendjähriger Verschüttung der alldeutsche Gedanke wie ein tröstliches Morgenrot der Erlösung sich erhebt. Rufen wir uns die Vergangenheit vor die Seele und sühnen wir in flammender Liebe zur alldeutschen Zukunft die Meinthaten eines vergangenen verblendeten Geschlechtes! Verstehen wir endlich uns selbst, damit die Welt uns verstehen lerne!

* * *

Belgische Germanen, „Wallonen".

Ihr vor allen, ihr Brüder in Niederland, habt Ursache, des deutschen Ursprunges und deutschen Zieles euch bewußt zu bleiben; denn nirgends ist so viel plumpe Fälschung der Geschichte begangen worden, als in eurem Lande! Deutschland war die Wiege des Germanentums. Der Name Germanen aber stammt von den Tungern. Gegenüber der Anmaßung wälscher Franzosslinge, die heute das belgisch gewordene Lützelburg und das alte Ludeck, Lütticherland, als urfranzösisch bezeichnen, muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß dies Gebiet der alten Tungern das Germanien in engstem und und ursprünglichstem Sinne des Wortes war.

Zwar hatte Cäsar nach Ausmordung des tungrischen Gaues Gallier in dies Gebiet gezogen. Bald aber drangen die Ripuaren vom Rheine her vor. Im 5. Jahrhundert eroberten sie Trier und die Höhen der Eifel und des Oeslings, von wo sie dem Saume des Ardennenwaldes entlang zogen. Dies wilde Gebirge selbst scheinen sie gemieden zu haben. Aber, wie Dr. E. Seelmann in einem in der „Kölnischen Zeitung" 1895 veröffentlichten Aufsatze über „Die Wiederauffindung der von Karl dem Großen verschickten Sachsen" überzeugend nachgewiesen hat, ist durch den großen Kaiser das Ardennenland mit Sachsen besiedelt worden. Es ist geradezu überraschend, die alten Ortsnamen, die diese Sachsen in ihrer Harzer Heimat, dem letzten Bollwerke des Wodansdienstes, liebgewonnen hatten, in den Ardennenthälern wiederzufinden, die den Teilen des Harzes, dessen Namen sie nun in wäl-

scher Verbasterung tragen, in der That sehr ähnlich sind. Auch später aber hat von Osten her viel sächsischer und fränkischer Zuzug in das Vorland der Ardennen stattgefunden, so daß dort im Gegensatze zu dem Vlämischen bis in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hinein die hochdeutsche Sprache mindestens von einer starken Minderheit der Bevölkerung gesprochen wurde. Noch heutigen Tages leben ja in Belgien etwa 50,000 Mitteldeutsche — abgesehen natürlich von den im Lande lebenden Reichsdeutschen. In der Provinz Luxemburg allein sind noch 21 Gemeinden mit 40,000 Hochdeutschen. Das hochdeutsche Sprachgebiet ist aber früher sehr viel größer gewesen, wie der Bestand von neun hochdeutschen Gemeinden in der Provinz Lüttich, auf deren eigenartige Sprachverhältnisse ich noch zurückkommen werde, deutlich beweist. Meyen schreibt in seiner Geschichte der Stadt Bastogne, Seite 33: „très anciennement, c'est à dire au XVIe siècle, voir même jusqu'au XVIIIe siècle la langue Allemande était généralement parlée dans cette ville." Das gleiche gilt von Verviers.

Die Vergangenheit des Wallonenlandes ist ganz zweifellos eine wesentlich deutsche gewesen. Die Ortsnamen sagen das schon. Lüttich, von den Vlamen heute mit limburgischem Ausdrucke Luik, anstatt Ludik genannt, hieß in alter Zeit Ludeke. Borgworm (franz. Waremme), Bitsingen (franz. Bassenge), Kruisworm (franz. Corswarem), Eben-Emaal, Herstappe, Wouteringen (franz. Otrange), Ordingen (franz. Ordange), Rukkelingen (franz. Roclenge) und östlich der Maas Daalhem, Sint-Maartens-Voeren, Sint-Pieters-Voeren, 's Gravens-Voeren (franz. Fouron St. Martin, F. St. Pierre, F. le Comte), Sippenaken, Remersdaal, Mouland, Teuren, u. s. w. u. s. w. sprechen deutlich von der deutschen Vergangenheit des Landes.

Entsprechend dieser Geschichte des Landes ist die sprachliche Stellung der wälschen Mundarten. Diese sind aus gallischer und germanischer Mischung im 5. und 6. Jahrhundert entstanden, konnten aber erst nach dem Zurückfluten des Deutschen — auf das ich an späterer Stelle eingehe — zu einiger Bedeutung gelangen. Die mittelalterlichen Schriftsteller nannten die wälsche Sprache (wael = gallus gaulois) la langue romance oder le gaulois. Doch stammt das älteste wälische Schriftstück erst aus dem Jahre 1450. Kein Wunder; denn, wie wir sehen werden, hatte Karl der Große dem Gallischen gründlich entgegengearbeitet.

Mit den nordfranzösischen Mundarten ist das stark germanisch durchsetzte Wälisch durchaus nicht gleichbedeutend; man vergleiche es nur zum Beweise dessen einmal mit dem „Patois" der benachbarten Champagne. Ebenso wenig hat es mit dem Französischen zu thun, das die in Belgien herrschenden Klassen sprechen, die sich heute „Wallonen" nennen. Das echte „Wallonisch" ist eine harte unschöne Mundart. Alexander Kaufmann macht sich mit Recht darüber lustig, indem er St. Jürgen an der Himmelspforte sagen läßt:

„Als auf Erden ich einst Linddrachen erlegt und Gewürme,
Lernt auch Sprachen dabei — nur eine, Gewalt'ger, verzeiht mir,
Wollt mir nicht in den Kopf, so verzweifelt kouins ist der Mischmasch.

Drunten in Hainault redet man sie, auch schwätzt in Namur man,
Wenn ich nicht irre das Zeug. Die Leute benennens Wallonisch.
Dreißig Jahre studiert ich daran, doch immer vergebens,
Ob ich das Englische gleich in vierzehn Tagen erlernet."

Zu dem fließenden Französisch, das die „wallonischen" Führer in Belgien sprechen, würde Kaufmann vermutlich auch nicht länger wie ein paar Wochen gebraucht haben. Die im preußischen Kreise Malmedy lebenden Walen sind, falls sie nicht französischen Unterricht genossen haben, kaum im Stande, einen Vorkämpfer der belgischen „wallonischen Bewegung" in seinem Pariser-Französisch zu verstehen. Mit den Eudeker Dietschwalen dagegen verstehen sie sich in der beiderseitigen Mundart vortrefflich.

Die sprachlichen Uebergänge zwischen dem altgallischen und dem altdeutschen Einflusse in der Sprache sind noch keineswegs genügend durchforscht; da sie von vornherein sehr allmähliche waren, wird eine scharfe Abgrenzung zwischen „wallonischen" und deutschen Gebieten auch kaum möglich sein. Das gleiche gilt übrigens von der Berührung hochdeutscher und niederdeutscher Mundarten in Belgien, auf die ich noch zurückkommen werde bei der Betrachtung der besonderen Stellung, die von den etwa 50000 Deutsch-Belgiern zu der Sprachbewegung eingenommen wird.

Lassen wir hier zunächst den Gegensatz zwischen Hochdeutsch und Vlämisch bei Seite, so ergeben sich aus der Geschichte der heute belgischen Provinzen Luxemburg und Lüttich unabweisbar folgende beide Lehren:

1) handelt es sich bei dem Sprachenkampfe in Belgien nicht um einen rein völkischen, sondern um einen künstlich erzeugten Gegensatz. Deshalb würde es falsch sein, zwischen den Vlamen und den sogenannten Wallonen einen Ausgleich und eine Gebietsteilung zu vollziehen;

2) ist es falsch, wenn selbst von vlämischer Seite die Losung ausgerufen wird: „hie Vlamen, hie Wallonen." Nein: „hie Dietsche, hie Franzôslinge!" muß der Kampfesruf lauten. So und nicht anders.

Julius de Geyters Geusenlied muß lauten:

„Clauwaart, üw Schrenw
»Vlaandren die Leeuw!«
Verjaagde de vreende Horden.
»Wat walsch is, is valsch!«
Sja, weg met het Walsch!
»In Belgie vlaamsch« müût het worden.
Clauwart en Geüs!
Siedaar ünse Leüs".

Hierzu muß schon die Rücksicht auf die erdkündliche Lage des von den Walen bewohnten Gebietes die Vlamen zwingen. Denn wie immer man sich die staatliche Zukunft von Belgien und Deutschreich auch denken möge: niemals darf zugegeben werden, daß zwischen das Reich und die Niederlande das von „Wallonen" bewohnte Gebiet als ein feindseliger Keil sich hinein schiebe. Dies hat man bereits im Mittel-

alter sehr richtig erkannt. Schon im Vertrage zu Mersen (870) wurde das Walenland zum Deutschen Reiche geschlagen „zur besseren Bewahrung Friedens und der Freundschaft" zwischen Austrasien und Neustrien. Beim Reiche ist es denn auch trotz aller wechselnden Schicksale bis zum Lünstädter Frieden (1800), zuletzt als österreichisches Kronland, geblieben. Und so soll es jetzt bei Belgien bleiben, bis der lützelburger Teil einmal wieder mit dem Großherzogtume Lützelburg vereinigt werden kann. An dieser Forderung muß erst recht festgehalten werden, wenn Belgien dem alldeutschen Bündnisse beitreten soll. Denn wenn das Walenland Frankreich strategisch offen stünde, so würde es einem französischen Heere ein leichtes sein, Vlaandern und Braband vom Reiche abzusprengen, während ein solches französisches Heer mit dem eigenen Lande die besten Verbindungen behalten könnte. Das wollen wir uns doch lieber erst noch einmal überlegen, and alle Vorkämpfer der vlämischen Bewegung sollten es sich gesagt sein lassen.

Was aber die heutigen Walen oder klarer gesprochen die belgischen Französlinge betrifft, so muß die vlämische Bewegung ihnen umso entschiedener entgegentreten, als die Zurückdrängung des französischen Einflusses nur eine folgerichtige Forderung der unseligen Geschichte dieses ursprünglich kerndeutschen Landes ist. Denn mehr noch unter den Vlamen, als unter den Walen haben die Französlinge ihre Jungmannschaft geworben und zwar nicht nur in neuerer Zeit, sondern schon zu den Tagen der vlaandrischen Grafen. Gwyde van Dampierre war, wenn man die Sache recht betrachtet, bereits ein „Wallon" und „Fransquillon". Die Geschichte der vlämischen Bewegung ist so alt, wie die Geschichte des Deutschen Reiches. Denn sie beginnt wie diese mit dem Vertrage zu Wirten.

* * *

Karls des Großen Staatsgedanke.

Das geschichtliche Urteil über Karl den Großen ist und bleibt geteilt. Ich als Niedersachse bin der Letzte, der sich für den Sachsenschlächter rücksichtslos begeistern könnte. Ich muß ihn hassen aus tiefster Seele. Denn er ist es gewesen, der die Deutschen in den Weiberrock gesteckt und sie um das kostbarste Glück betrogen hat, aus sich selbst und dem tiefen Schatze ihres rauhen und männlichen aber geheimnisreichen Naturglaubens heraus ihre eigenste Art kraftvoll zu entwickeln. Er ist es gewesen, der die urdeutschen Tugenden Mannesstolz und Heldenmut umgewertet hat in die platte Scheidemünze Zerknirschung, Demut und christerbarmungswürdiges Sünderelend, für die seine Kirche den unterwürfigen Weibern beiderlei Geschlechtes den Halleluja-Himmel mit Psalmen und Gebeten verhieß. Ich erwähne das nicht, um diese meine persönliche Auffassung irgend jemand aufzunötigen oder eines frommen Katholiken treuen Glauben zu verletzen; sondern ich betone diesen Standpunkt, weil ich denen, die ihn teilen, entgegenhalten will, wie andererseits Kaiser Karl den vollsten Anspruch auf unsere Bewunderung erheben darf. Denn wohl nie

zuvor und später hat auf dem Throne des „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation" ein Kaiser gesessen, der so klar wie Karl der Große erkannt hätte, was diesem Reiche den völkischen Zusammenhang schaffen mußte: der gemeinsame deutsche Gottesdienst und die gemeinsame deutsche Sprache!

Wie er beide in staatsmämischem Weitblicke gepflegt, wie er den von den Franken unterworfenen Galliern die deutsche Sprache, den trotzig am alten Zauber ihrer Wodanszeichen festhaltenden Sachsen das Christentum aufgezwungen hat, ist ja bekannt. Um die verschiedenen deutschen Mundarten zu einer Umgangs- und Schriftsprache zu verschmelzen und diese im ausgesprochenen Gegensatze zum Latein zur Höhe einer gebildeten Sprache emporzuführen, ließ er die alten deutschen Lieder sammeln, ließ er die Predigten in der Volkssprache halten und rief die ausgezeichnetsten Gelehrten an seinen Hof.

Ja, er selbst bekümmerte sich trotz der Ueberlast seiner Staatsgeschäfte um die Aufstellung einer deutschen Sprachlehre; er ließ die lateinischen Monats- und Wochentagsnamen verdeutschen und that alles, was in seinen Kräften stand, um das Latein in Wissenschaft und Kirchendienst zurückzudrängen.

Wären seine Nachkommen im Dienste dieses großen Staatsgedankens geblieben, so hätte sich zweifellos nach dem Verschmelzen der verschiedenen Mundarten eine deutsche Weltsprache schon im Mittelalter herausgebildet. Aber Ludwig der Fromme bereits vermochte seines großen Vaters Gedanken nicht mehr zu folgen. Zwar lebte auch er dem Dienste der Kirche und der deutschen Sprache. Er beschützte Otfried, den Schreiber der Evangelienerzählung, Raban verfaßte unter ihm sein Wörterbuch und der Heliand wurde an seinem Hofe gedichtet. Des großen Karl Gedanke aber, daß das Reich nicht des Kaisers, sondern der von ihm zusammengefaßten Sittigung wegen da sei, verstand er nicht mehr. Zurückfallend in die alte rohe Auffassung des Kaisertumes als Hausmacht teilte er das Reich unter seine drei Söhne: und in dem Vertrage von Wirten erhielt nach unseligem Bruderkriege diese Teilung ihre endgiltige Bestätigung. Von da ab begann das neue Vordringen der Gallier gegen das Deutschtum. Und von da ab ist Feindschaft gesetzt geblieben zwischen Ost- und Westfranken oder, wie diese Reiche im weiteren Verlaufe der Geschichte genannt wurden, zwischen Deutschland und Frankreich. Die Geschichte dieser Feindschaft ist die Geschichte der vlämischen Bewegung.

* * *

Vlaandern und Brabant.

Vom Standpunkte des völkischen Gedankens aus war es das gute Recht der Gallier, daß sie ihre Art und ihre Sitte nach Kräften zu verbreiten trachteten. Zeitweilig ist ihnen das ja in überraschender Weise gelungen. Französische Rede, französische Dichtung und französische Gewerbeerzeugnisse haben nicht etwa erst unter Ludwig XIV. die Welt beherrscht, sondern sehr viel früher bereits mit ihrem einschmeichelnden Wesen die Nachbarvölker bethört.

Auch reichisches und vlämischdeutsches Wesen hat in der völkischen Verlassenheit tief unter dem verweichlichenden fremden Einflusse gelitten. Aber zerstören konnte dieser den männlichen Geist des tapferen deutschen Wesens nicht. Und wenn auch zeitweilig die Fürsten und der Adel in wälscher Sitte verdarben, so hat das Bürgertum doch treu für sein markig ernstes und stolzes deutsches Volkstum gekämpft. Vielleicht ist gerade aus der Verlassenheit und Weltverlorenheit, in der diese Kämpfenden standen, das beste Teil der geistigen Blüte des Deutschtums in Vlaandern und dem Reiche ersprossen. Für die Weltstellung unserer Art aber war die Preisgebung des Staatsgedankens Karls des Großen und die Trennung der Niederlande ein Todesstoß. Denn da in Westfranken das deutsche Uebergewicht nicht mehr zur Geltung kam, so entstand durch Vermengung des Lateinischen mit der niederdeutschen Sprache mählich und mählich schneller die französische Sprache. Beim Beginn des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung sehen wir vom alten Einfluße der Franken kaum noch irgend welche Spuren, als die verstümmelten Namen France und François. Von Karls des Großen Gedanken, eine weltbeherrschende deutsche Sprache herzustellen, konnte schon unter Karl dem Dicken (876—87) keine Rede mehr sein, obwohl dieser noch einmal nach dem Aussterben von Lothars Geschlechte und der Entthronung von Karls des Kahlen unmündigem Kinde, des großen Karls mächtiges Reich vereinte. Leicht war den Karlingen der Arm gebunden, seit der Geist ihnen in Haft lag.

Normannen und Madjaren hätten das Ansehen der Kaisermacht nicht so sehr zu schwächen vermocht, wenn nicht der Staatsgedanke preisgegeben gewesen wäre, der diese trug. Nun aber kam leicht der alte Sondergeist wieder in die Höhe, den Tacitus schon als den Erbfluch der Germanen bezeichnet hatte. Die herzogliche Macht übernahm anstatt des Kaisergedankens fortan im Reiche die Führung der deutschen Geschichte. Das Reich wurde ein Wahlreich und blieb es, bis die Kanonen Napoleons bei Jena und Austerlitz seiner von vornherein morschen Herrlichkeit ein Ende bereiteten.

Unter dem Einfluße der Kreuzzüge erhielt die Macht des Papsttumes und damit abermals der lateinische Sprachgeist neues Ansehen. Und als unter den Hohenstaufen der Minnesang erblühte, führte diese Entwicklung die hochdeutsche Sprache auf Wegen vorwärts, die längst nicht mehr jene der ehedem vom Kaiserthrone gepflegten und nun gleichfalls ihre eigenen Bahnen ziehenden niederdeutschen Sprache waren.

Von den Niederlanden waren im Vertrage zu Wirten Vlaandern und Artesien, das uns leider nur unter seinem wälschen Namen Artois bekannt ist, an Frankreich, Braband mit den nördlichen Landschaften an das Deutsche Reich gekommen. Infolge des Lehenswesens entstanden bald einzelne Herzogtümer und Grafschaften, deren besondere Schicksale hier nicht näher von Belang sind. Von einschneidender Bedeutung war es aber, daß diese Grafschaften durch die deutsche

Kaiserherrschaft niemals in ihrer niederdeutschen Eigenart gestört, von Frankreich dagegen auf das äußerste bedrückt und befehdet wurden. In Brabant wurde der edele Herzog Jan I. ein wackerer Beschützer der niederdeutschen Dichtkunst. An seinem Hofe schrieb van Heelu seine erzählenden Gedichte, und der Herzog selbst, sonst ein tapferer Schwertführer, sang seine weichen und klangvollen Minnelieder.

Anders sah es in dem von französischem Einflusse bedrängten Vlaandern aus. Anstatt die Sprache ihres Volkes zu pflegen, thaten die Grafen von Vlaandern alles, um französische Sprache und Sitte ins Land zu bringen. Gwyde van Dampierre rief französische Dichter an seinen Hof und ahmte in allem die französischen Sitten nach. Der Adel, aller starken Wurzeln seiner Kraft vergessen, folgte dem schlechten Beispiele und riß mit Thorenhand das Band entzwei, das ihn mit dem vlämischen Volke verband. Schon auf ihn paßte, was Schiller seinen Uttinghausen zu Ulrich von Rudenz sagen läßt:

„In Seide prangst Du,
Die Pfauenfeder trägst Du stolz zur Schau
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern!
Den Landmann blickst Du mit Verachtung an
Und schämst Dich seiner traulichen Begrüßung."

Das wackere Volk sah mit steigendem Unmute diese Entartung des Adels, und der geistige Kampf begann. Man darf Jakob van Maerland, den man öfter den Vater der vlämischen Dichtung genannt hat, mit noch größerem Rechte den Vater der vlämischen Bewegung nennen.

Seine Gedichte, lehrhaft trocken, wie sie uns heute erscheinen, riefen doch seine Mitbürger zu zähem Kampfe für den völkischen Geist, für Freiheit und eigene Sitten auf, der Vlaandern auf eine so hohe Stufe der Gesittung gehoben hat. Die freie Selbstverwaltung, wie die vlämischen Gemeinden sie in dieser Zeit hoher staatlicher Regsamkeit entfalteten, war den französischen Königen verhaßt, die ihre „Centralisation" — Middenbestüür nennt sie der Niederländer auf gut deutsch — dem Lande aufzwingen wollten. Und jede spätere französische Regierung, gleichviel ob königisch, schreckensherrschaftlich, napoleonisch, orleanisch oder republikanisch hat darin der Regierung Philipps des Schönen so ähnlich gesehen, wie ein Ei dem anderen: alle sind sie bestrebt gewesen, Vlaanderns Freiheit und Eigenart zu unterdrücken. Um dies Ziel zu erreichen, gingen die Capetinger zunächst mit List vor. Französischer Minnesang, französische Ritterspiele verlockten den Adel, dessen Söhne am französischen Hofe geflissentlich mit französischen Edelfräulein verkuppelt wurden. Philipp der Schöne aber warf diese Maske ab, als er sah, daß das vlämische Volk mit diesem Köder nicht zu kirren war. Er sah den entarteten Grafen Gwyde van Dampierre und den Adel des Landes getrennt vom vlämischen Volke; so warf er den Grafen mit dessen Söhnen in Ketten und versuchte das Land zu unterdrücken — für ewige Zeiten lehrreiches Schauspiel!

Das Volk aber, das der Verrottung der Sitten sich tapfer wider-

setzt hatte, stand nun wie ein Mann gegen den Zwingelandkönig auf. Die Gilden riefen ihre Gesellen zu den Waffen, und der so heldenmütig geführte, so ruhmvoll schicksalsschwer für Vlaandern endende achtzigjährige Krieg begann.

Ein kleines Volk, kaum zwei Millionen Seelen zählend, von seinem Adel feig und schmählich verlassen, vereitelte nahezu ein Jahrhundert lang alle Eroberungsgelüste eines an Zahl zehnmal größeren Feindes, in dessen Reihen die tapfersten Ritter Europas stritten: das war niederdeutsches Heldentum! Und niemand, niemand aus dem in Stammesneid und Fürstenhader zerrissenen Deutschland kam ihm zu Hilfe! Ja, wer gedenkt denn heute noch in Deutschland dieser niederdeutschen Helden, der Pieter de Coninc, Jan Breydel, Zannekin, der Jakob und Philipps van Artevelde, der Janssen, Ackerman und van den Bosche? Wer in Deutschland gedenkt noch jener stolzen Ehrentage niederdeutscher Tapferkeit, selbst jener unvergeßlichen „goldenen Sporenschlacht" vor Kortreyks Thoren, bei der auf dem siegreich von den Bürgern behaupteten Schlachtfelde nicht weniger denn 700 goldene Sporen gefallener französischer Ritter gefunden wurden? Auch das war eine jener Schlachten, in denen ein deutsches Häuflein die deutsche Gesittung gerettet hat! Und wenn auch diese Tapferen schließlich der Uebermacht erlagen, die Freiheit ihres Gemeinwesens mit sich ins ruhmvolle Grab hinab nehmend: der Gedanke, für den sie gestritten haben, ist die unbesiegbare Grundlage aller neuzeitlichen bürgerlichen Freiheit geblieben. Selbstverwaltung, Gewissensfreiheit Glaubensreinigung, Volksvertretung und Presse: vor Kortreyk sind sie in ihrem Grundgedanken erstritten, und jeder blutgetränkte Stein zu Gent und Brügge mahnt uns des Dankes, den Deutschland, ja den die Welt der Tapferkeit von Vlaanderns unsterblichen Helden schuldet!

„Ach, steeds was groot
En dringend de Nood
In de Stad van Lei en Schelde!
Maar't Volk onthield,
Hun gey eens vielt
Voor't Vaderland, Artevelde!"

Die Not sollte aber noch größer werden an der Lei und Schelde. Wenn bisher das Volk gegen fremde Fürsten seine Eigenart verteidigen mußte, so änderte sich die Stellung, als Vlaandern und das inzwischen unter Jan's I. minderwertigem Nachfolger leider auch in seinem Adel bereits verwälschte Braband durch Erbvertrag an das Haus Burgund kam. Mächtig und reich, träumten die Herzöge davon, ihr Land zu einem Königreiche zu erweitern. Wie leicht wäre ihnen das gefallen, wenn sie die Stärke des völkischen Gedankens erkannt und die niederdeutsche Sprache zur herrschenden in den Landen zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich gemacht hätten! Statt dessen boten sie in blinder Verehrung für die französische Kunst und Hofsitte alles auf, um Bräuche und Sprache des Landes französisch zu machen. Nun hatten die Vlamen bitteren Kampf im eigenen

Lande zu bestehen, und wieder ist es das Verdienst freier bürgerlicher Vereinigungen, der Rederykkamers (Redekunstkammern), in diesen Zeiten schwerer Bedrängnis die vlämische Sprache gerettet zu haben.

Die spießbürgerliche Trockenheit des Tones in diesen Kammern ist oft zum Gegenstande billigen Spottes schaler Witzbolde in dem schriftgeschichtlichen Urteile gemacht worden. Sehr mit Unrecht! Gegenüber den schillernd prachtvollen Festen der kunstsinnigen Herzöge mag ihre bieder-verständige Art sich wohl kärglich ausnehmen; aber dieser nüchtern trockene Bürgersinn rettete, indem er Stadt und Land in der Liebe zur vaterländischen Sprache bestärkte, den teueren Schatz des lieben alten Vlämischen in bessere, ferne Zeiten hinüber.

Sehr fern lagen diese Zeiten. Zunächst schien es ja einmal, als ob der deutschen Not nun endlich genug sei, als ob das Schicksal der deutschen Welt endlich ihren Erretter gesendet habe: in Karl V. Doch dieser zu Gent aus deutschem Blute geborene, aber volksvergessene Fürst gebrauchte seine gewaltige, über die weite Erde hin reichende Macht nicht dazu, Vlaanderns Ruhm zu mehren, sondern wurde nach seiner zu Bologna (1530) durch den Papst erfolgten Krönung ein eifriger Vorkämpfer der Gegenreformation. Nur seine Kriege mit den Türken und Tunis, gegen Franz I. von Frankreich und gegen Ulschier verhinderten ihn, der inzwischen immer mehr sich ausbreitenden, auch in die Niederlande ihren Einzug haltenden Reformation mit voller Kraft entgegenzutreten. Niedergebeugt durch den für die Protestanten günstigen Ausgang des Augsburger Religionsfriedens zog er sich in das Kloster St. Just zurück, um als Spanier zu sterben, wie er als Spanier gelebt hatte. Sein Sohn Philipp II., der mit Spanien Neu-Spanien, Mailand, Neapel und die Niederlande erhielt, erlag ganz dem finsteren und verbissenen spanischen Geiste, der lieber das blühende Land verwüstet, als von Ketzern bewohnt sehen wollte.

Mehr als dreihundert Jahre sind verflossen seit dem Kampfe der Geüsen gegen Albas blutige Schreckensherrschaft. Aber so frisch ist in den niederländischen Herzen noch die Erinnerung an diese furchtbare Zeit, als dampfe auf dem Markte zu Brüssel noch Egmonts und Hoorns teures Blut. Und als wandele sein Erretter, der große Schweiger Wilhelm von Oranien noch immer in seiner Mitte, singt das vlämische Volk in treuem Herzen sein frommvertrauendes Lied:

„Meyn Schilt ende Betrouwen
Seid ghey, o Godt, meyn Heer,
Op ü soo wil ik bouwen,
Verlaat mey nemmermeer;
Dat ik doch vroom mag bleyven,
Uew Dienaer 't aller Stondt,
Die Tyranney verdreyven,
Die mey meyn Hert doorwondt."

Aber die Nachwirkungen des unseligen französischen Einflusses kamen doch gerade zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in den Nieder-

landen sehr schlimm zur Geltung in der staatlichen und geistigen Trennung. Während die Nordgaue (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Groningen, Friesland und Overeyssel) ihre Anerkennung als Republik Holland durchsetzten, gelang es dem Sohne Margaretens von Parma, Alexander Farnese, die südlichen Niederlande für Spanien zu behaupten und den katholischen Glauben dort zu befestigen. Die Folge davon war, daß alle, die in Vlaandern zu denken gewagt hatten, nach dem Falle Antwerpens sich der holländischen Republik zuwandten, zu deren geistiger und wirtschaftlicher Blüte diese Vlamen außerordentlich beigetragen haben. Das vlämische Volk aber nahm an dieser Blüte keinen Anteil mehr, denn schon zur Zeit des Erzherzoges Albrecht hatte sich zwischen den Nord- und Süd-Niederlanden ein von nörgelnder Parteisucht genährter Streit um geringfügige Unterschiede in der Sprache erhoben, der von der volksfeindlichen Regierung des ganz spanisch denkenden Erzherzoges genährt ward. Aus dem besonderen Tonfalle in der Aussprache der nördlichen und südlichen Gaue, der nicht entfernt so groß ist, als z. B. der Unterschied zwischen dem Friesischen und Holländischen, hatte man das Recht für eine besondere „holländische Sprache" herausgetüftelt; von da bis zu einer besonderen „holländischen Nation" war dann nur noch ein Schritt. Durch solche Thorheiten beengt trat Holland die Vorherrschaft über See an; und Vlaandern sank in die zweihundertjährige geistige Nacht hinunter, in der die vlämische Sprache ganz verloren schien. Hatten doch selbst die Gelehrten, dem Zuge der Zeit folgend, sie aufgegeben, um sich wieder dem Latein zuzuwenden — demselben Latein, das Karl der Große durch eine deutsche Weltsprache hatte verdrängen wollen! Und als dann die unselige Zeit der Weltbürgerei kam, wurde der wohlhabende Teil der vlämischen Bürgerschaft ganz von dem Zauber der französischen Gedanken ergriffen. Nur im Bauernstande und in den niederen Volksklassen lebte noch wie ein Aschenbrödel die liebe alte Muttersprache des ehedem geistig bedeutendsten deutschen Volksstammes. Dort aber fand sie einen Beschützer, dessen nicht rühmend genug gedacht werden kann: die niedere Geistlichkeit, die in Vlaandern allezeit treu zu ihrem Volke gestanden hat.

Die französische Schreckensherrschaft handelte daher ganz folgerichtig, als sie, um auch Vlaandern den rechten Begriff ihrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beizubringen, die vlämischen Priester nach Cayenne verschickte oder erschießen ließ, die Kirchglocken einschmolz, um Kanonen oder Sous für ihre hungernden Heere daraus zu gießen, und die Kunstschätze der Kirchen nach Paris schleppte.

Auch Napoleon blieb der französischen Ueberlieferung getreu, als er in Vlaandern schlimmer hauste, wie Philipps des Zweiten Schreckenshorden gethan hatten, um die vlämische Sprache zu unterdrücken und Belgien zur willenlosen französischen Provinz zu machen.

Es war eine besondere Fügung des Schicksals, daß auf belgischem Boden das Gottesgericht von Waterloo über den Korsen hereinbrach.

* * *

Französischer „Centralismus", deutsches Stammesleben.

Das wichtigste Ergebnis der französischen Geschichte, das die Staatsumwälzung zur Reife gebracht hatte, war vielleicht das unbedingte Zusammenraffen der staatlichen Gewalt zu Paris. Selbst die Frage der besonderen Staatsform, wie sie aus späteren Umwälzungen hervorging, Restauration, Kaiserreich, Republik war minder wichtig als der gewaltige Einheitsguß alles französischen Wesens, wie die große Umwälzung in ihrer Weißglühhitze ihn vollzogen hatte.

Heute freilich dämmert auch in französischen Köpfen immer deutlicher das schmerzvolle Bedauern auf, daß in der ungeheueren staatlichen Champagne, die man aus Frankreich gemacht hat, der berechtigte Einfluß der Gaue nicht mehr zur Geltung komme, der doch die Quellen bilden muß, aus denen dem geistigen Leben des Staates stets frisches, eigenartiges Leben zuströmt. Schon Emil Montegut wies in einem Aufsatze: „Die Umwälzung ist das Gegenteil des vaterländischen Gedankes" darauf hin, daß die Bestrebungen gewisser stark jakobinisch gefärbter demokratischer Kreise, die zur „Dezentralisation" zurückkehren wollen, im Grunde genommen doch nichts anderes sind, als das staatliche Leitbild der Girondisten, zu dessen Unterdrückung die große Umwälzung in den Gauen soviel Blut hat fließen lassen. Er hätte mit demselben Rechte darauf hinweisen können, daß das sehnsüchtige Heimweh zu der „Dezentralisation", das die besten Köpfe unter allen Parteien im heutigen Frankreich ergriffen hat, nichts anderes bedeutet, als die Rückkehr zu der germanischen Gemeindefreiheit, die gegen Philipps des Schönen und Herzog Albas Unterdrückung auf Vlaanderns blutgedüngtem Freiheitsboden erstritten ist.

Die französische Zukunft kümmert uns nicht; mag es also dahingestellt bleiben, ob das Kunststück gelingt, Frankreich in Kniekur zu nehmen, um das Blut aus dem überfüllten Gehirn in die Glieder zu treiben und das geistige Leben in den Gauen zu wecken, deren Salz dumm geworden ist.

Für die deutsche Zukunft aber ist es wichtig, daß wir erkennen, wie die Voraussetzung gesunder Entwickelung unseres völkischen Lebens in der Schonung der unerschöpflichen geistigen Fruchtbarkeit des Stammeslebens beruht. Hier, in der treuen Liebe zur Scholle, zur Gemeinde, zum Gau, zur Mundart liegen die starken Wurzeln der Kraft unserer Vaterlandsliebe. Freilich, so wenig uns die Weltbürgerei genützt hat, so wenig würde eine beschränkte Pfahlbürgerei uns nützen. Vielmehr soll die Heimatliebe nur die Grundlage bilden, auf der die starke Liebe zur Volkheit erwächst. Ihre Wurzeln niedertreibend bis zum letzten Sicheräderchen des besonderen heimatlichen Wesens soll die deutsche Weltesche germanisches Wesen in seiner vollen Kraft erfassen, soweit die deutsche Zunge klingt; in vieltönigen Einklangs geheimnisvoller Tiefe rauscht es dann, wenn ihre Krone mit dem Himmel Zwiesprache tauscht.

Die schablonenhafte Staatskunst der Franzosen, die alles über einen Kamm scheert, und dadurch alle Eigenstärke der stammlichen Eigenart entmannt, taugt uns nicht; wir dürfen sie nicht wollen. Das mögen

jene insbesondere sich gesagt sein lassen, die von der neuen Regung des niederdeutschen Geistes, der seit 1866 unverkennbar die Führung der deutschen Bewegung übernommen hat, eine Gefahr für die berechtigte Stammes-Sonderart befürchten. Nicht zu dem Einheitsstaate mit dem Waibelstocke und unverschämter geistig unfruchtbarer Streusandwirtschaft dürfen und sollen wir streben, sondern in staatsrechtlicher Vertiefung durch den Staatenbund zum Bundesstaate, in dem jedes Gemeinwesen nach seiner Eigenart nach innen hin sich ausleben mag, nach außen hin aber alle zu gemeinsamem Schutze und Trutze gerüstet sein sollen. Ueber dem alldeutschen Wesen aber die deutsche Kaiserkrone als weithin allen Völkern sichtbarer Ausdruck gemeinsamer deutscher Kraft!

* * *

Die Niederlande 1815.

Hätte man dies in den Niederlanden im Anfange dieses Jahrhunderts recht begriffen gehabt, so hätte die Vereinigung, wie der zweite Pariser Friede sie zwar nicht mit dem Deutschen Bunde, aber doch untereinander den Niederlanden brachte, mindestens diesen Teil der deutschen Welt zu erträglichen Verhältnissen bringen müssen. Stellten doch für die wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie 1815 bestanden, die vereinigten Niederlande ein Wirtschaftsgebiet dar, in dem es sich wohl hätte auskommen lassen. Mit den reichen ackerschaftlichen Gauen Vlaanderns und den Großbetrieben des belgischen Kohlenbeckens, mit Hollands Fischerei, Seefahrt und Tochterländern schien dieser Staat berufen, in den nun beginnenden ungeheueren Wettbewerb um die Weltherrschaft, wie die Entwickelung der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen ihn herbeiführte, kraftvoll einzugreifen. Freilich wäre der deutschen Ausbreitung damit immer noch nicht genützt gewesen. Denn für den ungeheueren Abstrom der deutschen Auswanderung kamen die holländischen Tochterländer aus zwei Gründen nicht in Betracht: erstens, weil die Holländer sich nicht als Deutsche fühlten, das deutsche Blut, mit dem in der niederländisch-holländischen Truppe Sumatra und Jawa gedüngt sind, also für den völkischen Gedanken verloren war; zweitens weil durch den Pariser Frieden Kapland englisch geworden war, es also kein mittelwarmes Gebiet unter holländischer Flagge mehr gab, das dem Abstrome deutscher Ackerbauer eine neue Heimat hätte bieten können. Aber in seinen festländischen Bedürfnissen wäre das geeinigte Königreich der Niederlande wohl befriedigt gewesen, wenn nicht der Fluch der unseligen Spaltung nun sich geltend gemacht hätte, die zur spanischen Zeit sich zwischen den Nord- und Südniederlanden vollzogen hatte. König Wilhelm I., ein Nachkomme des großen Schweigers Oranien, that sein Bestes, um durch Pflege der gemeinsamen Sprache sein Land einig zu machen. Um die geringfügigen Unterschiede der Mundarten auszugleichen, begünstigte er die Einführung der gleichmäßigen Schreibweise für Vlämisch und Holländisch. Er ließ zahlreiche Grachten graben, begründete (1824) die N. Handelsmaatschappey und erwies dem bel-

gischen Großbetriebe jede denkbare Förderung. Aber seine staatsmännische Klugheit scheiterte an dem kleinlichen Parteihader der Niederländer. Uebereifer der Beamten und Unduldsamkeit eines Teiles der reformierten Geistlichkeit kamen dazu; die Katholiken fühlten sich in ihrem Gewissen geknechtet, ihre Geistlichkeit wurde dem Staatsgedanken feindlich, und so wurde zum Ergötzen der Französlinge in Vlaandern die holländische Mundart als eine „fremde Sprache" angefeindet und damit der Zwiespalt in die eben hergestellte niederländische Einheit getragen. Man hätte schon damals erkennen sollen, daß die Belgen dem Niddenbestüür ebenso feindlich sind wie die Holländer. Man hätte jedem Gau seine Selbstverwaltung — Selbestüür — lassen sollen, wie solche zu allen Zeiten unter den Herzögen von Braband und den Grafen von Vlaandern, unter den Burgundern wie unter den Spaniern und Oesterreichern den Niederlanden gelassen ward. Das zentralisierte königliche Staatsbestüür mußte zu dem unausbleiblichen Krach führen, der denn auch im Jahre 1830 eintrat.

Die belgische „Unabhängigkeit".

Das schöne, einige Niederland zerbrach aufs neue. Belgien wurde unabhängig. Aber diese Unabhängigkeit bedeutete abermals die Unterdrückung niederdeutschen Wesens durch die französische Wirtschaft der nun als Wallonen auftretenden „Fransquillons".

Die lächerliche „Brabançonne" wurde im ganzen belgischen Lande, leider anfangs auch von den Vlamen mit Begeisterung gesungen. Bald aber erkannten die Vlamen, wohin diese thörichte Begeisterung sie führte: zur Alleinherrschaft der französischen Sprache in Belgien. Die vlämische Sprache wollte man als Sprache überhaupt nicht mehr gelten lassen, sondern nur noch als eine Reihe von Mundarten, ungeschickt und unmöglich zum Ausdrucke aller tieferen und feineren Gedanken. Den Kindern wurde in den Schulen verboten, vlämisch zu reden; und die es dennoch thaten, erhielten zur Strafe ein hölzernes Brett um den Hals gehängt, wie Sträflinge. Schlimmer hatte der französische Schrecken nicht unter Dumouriez in Vlaandern geherrscht als nun die in der Umwälzung von 1830 ans Ruder gekommenen Französlinge es thaten.

Da ist es mittelbar der Einfluß des jungen Geistes in der deutschen Dichtung gewesen, der auch in Vlaandern die Bewegung heraufführte, die dann in Jan Frans Willems ihren tapferen Führer fand. Mit tiefer Inbrunst erinnerte man sich nun der alten lieben Muttersprache und aller der Kämpfe, die in ihrem Ausdrucke für Vlaanderns Unabhängigkeit geführt worden waren. Die alte Zeit lebte auf in stahlbewehrter Herrlichkeit; ganz wie im Reiche führte die Romantik auf dem Umwege geschichtlicher Verklärung zu dem gegenwartsfreudigen Kampfe für den völkischen Gedanken. Und noch eine andere Thatsache ist es, die wir gegenüber dem sonst von den Reichsdeutschen in dieser Frage bewiesenen Stumpfsinne mit Freuden hervorkehren dürfen: der Dichter unseres schönsten Vaterlandsliedes „Deutschland über Alles", Hoffmann von Fallersleben, ist es gewesen, der am meisten mit zur Vertiefung der vlämischen Bewegung im großdeutschen Sinne beigetragen hat.

Unermüdlich hat er im Schachte der vlämischen Dichtung gesucht und Perle um Perle aus alter Zeit hervorgeholt, um sie dem jubelnden Volke darzubieten. Ja, er selbst hat in altvlämischer Sprache das schöne Vlaandern treffend besungen:

„Vlaenderen, dach en nacht
Denc ik aen u.
Waer ik ook ben en vaer,
Ghi sijt mi altijt naer.
Vlaenderen, dach en nacht
Denc ik aen u.

Beemden en velde:: staen
Overal groen.
Schoon is ons lant geheel,
Schoon als een lustprieel.
Beemden en velden staen
Overal groen.

Overal vrolicheit
Overal lust.
Maechden van fier gelaet,
Cnapen so vram en draet.
Overal vrolicheit,
Overal lust.

Vlaenderen, allen tijt
Blijfdi mijn lief.
Neemt van mi hert en hant,
Neemt mine tron te pant!
Vlaenderen, allen tijt
Blijfdi mijn lief."

Der Name des Dichters, nicht minder wie das Andenken der um die vlämische Bewegung verdienten deutschen Gelehrten Norn, Wolff, Oetker, Trautwein v. Belle, Gebrüder v. Hellwald, Kurander, Höfken sind in Vlaandern in Ehren gehalten.

Jan Frans Willems aber ward der Herold der jungen Bewegung, die nun auftrat, um abzurechnen mit allen Sünden der vlämischen Geschichte. Noch vor 1840 reichte er eine Denkschrift zu gunsten der niederländischen Sprache ein. Bald sammelte er eine Reihe tüchtiger Vorkämpfer um sich. Zu Gent brachten Rens und viele andere mit ihm die vlämische Geschichts- und Sprachforschung und das Ansehen der Muttersprache wieder zu Ehren. Zu Antwerpen, Brüssel, Löwen und Brügge stand eine begeisterte Jugend auf; Künstler, Schriftsteller und Dichter besannen sich auf ihre Art und völkische Stellung.

* * *

Vlaandern und Deutschland.

Nur wenige dieser Dichter haben in Deutschland die verdiente Würdigung gefunden. Zwar ist Hendrik Conscience bekannt. Aber wie tief die geschichtliche Bedeutung seiner Romane, namentlich seines „Leeuw van Vlaandern" zu veranschlagen ist, ahnt man doch bei uns kaum. Selten sind einem Romanschriftsteller Ehren erwiesen, worden, wie Conscience sie erfuhr. Aber selten hat auch einer das Glück

gehabt, dem geistigen Streben seines Volkes, aus der Vergangenheit schöpfend, so klar die Bahnen seiner Zukunft zu weisen, wie Hendrik Conscience. Kein Wunder also, daß ihm in Deutschland wenigstens die Leihbüchereien sich öffneten! Aber wer kennt bei uns seine Mitstreiter?

Mit Conscience vereinigte sich sein Freund Jan van Beers, der Dichter der meisterlichen „Begya", „Livarda" und des „Jacob van Maerland", sowie August Snieders, dessen Jakobinerhaß die Katholiken für den vlämischen Gedanken entflammte, und Sleecky, der frische Schilderer des derben Lebens der Scheldeschiffer. Auch der lustige Spottvogel Theodor van Rijswyck ließ wie die Vorgenannten in der alten Scheldestadt Antwerpen seine Lieder aufflattern.

Wer von ihnen ist in Deutschland bekannt? Und wer unter den Gebildeten kennt die Gedichte des Prudens van Duyse, die köstlichen Spöttereien des feurigen Jan Michiel Dautzenberg? Durch die Seele dieser Kämpfer zog sich ein Glutstrahl aus Kortweyks blutiger Lohe, der noch heute auch den Fernstehenden entflammt. Man höre nun Dautzenbergs zürnenden Vorwurf an seine zaudernden Vlamen:

„De diets'che Taal, die Perl der Taalen,
Die hebt gey gebannen üit Setel en Salen.
Nü blindt ü het frans'che Klatergould
Waar gey verrückt na hennen schouwt.
Of flikkernde Fakkels ü ook omblinken,
Steeds sült gey dieper en dieper sinken.
Vernedert, gehoond, versmaad en bespot —
Dat, Vlaming, is üw verdiende Lot!"

Dautzenbergs Stiefsohn, Frans de Cort, folgte in seinen Spottgedichten den Spuren seines Vaters. Sein „Vlaandern, o Vlaandern" atmet tiefe leidenschaftliche Vaterlandsliebe. Doch ist er fast noch größer in seinen einfachen, tief empfundenen Liedern, die uns den ganzen Zauber der vlämischen Sprache vor Augen und zu Herzen führen. Welche deutsche Seele wird nicht auf's Tiefste ergriffen von dem schlichten Liede: „Mutter und Kind", das Cod. Mortelmans so ebenwertig vertont hat:

„Wanneer ik weeldedronken
Meyn rosig Kind beschou,
En die 't mey heeft geschonken,
Mey:: aangebeden Vrou,
Soo vraag niet, wie van beiden
Meyn Hart het meest beminnt . . . .
Meyn Hart en kan niet scheiden
De Minder van het Kind.

Ik duu meyn Armen open
En sleit se er in beyeün,
En Vreugdetranen loopen
Mey langs de Wangen heen . . .
Ach, wisst gey, ;preek ik stille,
Hunseer gey wordt beminnd:
Gey, Kind, üm Minders wille,
Gey, Minder üm üw Kind!"

Zu Gent hatte mit Willems der aus Kotreyk gebürtige Dr. F. A. Snellaert sich verbunden. Er sammelte die alten vlämischen Lieder und schrieb eine „Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde“ sowie eine „G. d. N. Dichtkunst“. Zu Löwen schrieb der geistliche Hochlehrer J. B. David seine „Vaderlandsche Historie“. Im Jahre 1844 wurde das erste vlämische Tageblatt begründet: „Vlaamsch België“. Im Jahre 1850 nahm der Gaurat von Antwerpen das Vlämische als Amtssprache an, wenige Jahre später kam de Decken, ein eifriger Vlame, ins Ministerium. Die Regierung wurde stutzig. Sie setzte (27. 6. 56) einen Ausschuß zur Untersuchung über die von allen Seiten einlaufenden Bittschriften über Unterdrückung der vlämischen Sprache ein. Die Vorschläge dieses Ausschusses, dem Conscience, David, Snellaert angehörten, wurden allerdings von dem ganz französisch gesinnten Ministerium Rogier verworfen; aber die Bewegung war nun entfacht, und der Widerstand der Regierung hat nur Oel in das auflodernde Feuer gegossen. Die vlämische Presse blühte auf. Neben den kleinen Ortsblättchen entstanden ansehnliche Wochenschriften, die vlämische Schauburg nahm einen guten Aufschwung, namentlich als nach Rogiers Sturze (1861) der Vlame van den Peereboom Minister wurde. Neuerdings ist auch eine vlämische Oper zu Antwerpen begründet worden. Selbstverständlich führte das alles auch im Schrifttume neue Geister auf den Kampfplatz: Heremans, Anton Bergmann, den Dichter des formvollendeten „Ernest Staas“, ferner Ferdinand Tuerlinckx, Julius Vuylsteke, den Dichter des „Philipps van Artevelde“ und Pol de Mont, dessen liebenswürdige Lieder und Landgemälde durch Albert Mösers Nachdichtungen dem deutschen Leserkreise nahe gebracht sind. Aber wer kennt bei uns die reizvollen Erzählungen der Virginie Loveling, die kernigen Heldenlieder des Julius de Geyter, namentlich seinen „Kaiser Karl“? Wer kennt die bodenwüchsigen Bauerngeschichten des Reymond Styns, die klaren Verse der Helena Sworth, die frischen Lieder de la Montagnes, das markige Schauspiel „Gudrun“ des früh verstorbenen Albert Rodenbach?

Erfreulicherweise bürgern sich wenigstens die eigenartig schmelzvollen Lieder der vlämischen Tondichter neuerdings in Deutschland ein. Die Oratorien Peter Benoits zwar, sein „Luzifer“, seine „Schelde“, sein „Rhein“ sind noch wenig bekannt; aber seine Symphonien und die reizvollen Tänze dieses Meisters erwarben sich allmählich Bürgerrecht. Ebenso sind Waelput's, Mestdagh's, F. A. Gevaert's Tondichtungen keine Fremdlinge mehr in unseren Tonsälen, und auch de Mol, Tinel, van der Enden, Blockx sind bekannt.

In keiner Weise aber entspricht diese flüchtige Teilnahme der regen Aufmerksamkeit, die Vlaandern allezeit dem deutschen Geistesleben bewiesen hat.

Unsere Dichter sind im vlämischen Kleide so heimisch in den

Niederlanden, wie in der Heimat sie es in der Ursprache nur sein können. Die Meisterwerke unserer Tondichter sind in den Niederlanden mindestens so bekannt, wie in der Heimat. Die Antwerper Oper ward 1894 mit Webers „Freischütz" eröffnet. Daß Wagners goldschimmernde schwertfreudige Musik im Lande Siegfrieds und Lohengrins fast noch leidenschaftlicher als im Reiche begrüßt ist, bedarf keiner besonderen Betonung. Nur in der bildenden Kunst dürfte deutscherseits ein tieferes Verständnis für die vlämischen Meister bewiesen worden sein, als umgekehrt. Sind die niederländischen Bildersäle doch die Hochschule gewesen und geblieben, an der unsere besten Künstler sich gebildet haben. Lenbach, Peter Jansen, Andreas Achenbach sind nicht müde geworden, immer wieder die alten Vorbilder der vlämischen Schule von innenheraus zu erforschen.

Die belgisch-französische Presse ist ja in Grund und Boden verrottet und in französischer Afterfitte verdorben. Sie hat sich stets als einen Vorposten der französischen Staatskunst betrachtet und dementsprechend alles Deutsche verhöhnt. Aber die vlämischen Blätter haben ihr scharf auf die Finger gepaßt und sind niemals die verdiente Antwort auf französische Unverschämtheiten in brüsseler Blättern schuldig geblieben. Zu jeder Zeit hat Vlaandern mit uns getrauert, wenn unser Geschick sich verdüsterte, mit uns gejubelt, wenn sieghaft unser Stern emporstieg.

In geradezu überwältigender Weise trat dies bei den Siegen im Jahre 1870 hervor. Heller nicht ist in Deutschland selbst der Jubel über den Niederbruch der alten Schmach erklungen, als in Vlaandern die junge Schule dem Siegeszuge der deutschen Heere zujauchzte. In alle deutschen Herzen sollten sich die Verse graben, die Emanuel Hiel nach dem Tage von Sedan sang:

„Hun süllen wey ü danken, o düitsche Brunderschaar
Gey, die door mundig Kampen üns reddet van 't Gevaar
Der fransche Rooverbenden, die van Germaniens Rheyn
En ook der Maas, der Schelde, de Meesters willen seyn?
Hun süllen wey ü danken, gey, die üw jeügdig Blund
Soo kwistig hebt vergoten, met vaderlandschen Grund
Al stervend mochtet singen: „vrey bleyft Germaniens Rheyn,
Sey süllen hem niet hebben, soo lang er Düitschen seyn."
Ach gey, die werdt gebroken, verscheürd, ter Dood gewond,
Ach gey, die ligt begraven in vreemden franschen Grond,
Hun süllen wey ü danken? Want door üw Heldendood
Verlöstet gey ook Vlaandern üit Dwang, Gevaar en Nood."

Der Dichter gelobt, durch deutsche Sitte Vlaanderns unauslöschlichen Dank zu bethätigen und schließt:

„Soo süllen wey ü danken, gey, die het walsche Jük
Soo dapper hebt verbroken voor 't ware Volksgelük.
En gey, die stervend neervielt in roden Segeschreyn?
Ach . . . runrend klinkt üns' Danklied ter Eer van Düitschlands Rheyn.

* * *

Die Vlamen haben dies Gelöbnis gehalten. In Schule, Gemeinde, Volksvertretung und Verwaltung, vor Gericht und in der Gesetzgebung haben sie die Gleichberechtigung der vlämischen Sprache gegen die französische nahezu durchgesetzt. Im Jahre 1883 erreichten sie, daß auf den belgischen Gymnasien und Realschulen auch der Unterricht im Hochdeutschen auf untadelhafte Weise gegeben wird. In der Mittelschule ist für die Hälfte der Fächer der Unterricht vlämisch, in den Schulen des wälschen Teiles wird die Kenntnis des Niederländischen mit Nachdruck gelehrt. Vor Gericht dürfen Richter und Rechtsanwalte vlämisch reden. Nach dem Gesetzentwurfe Coremans de Vriendt, den die Kammer mit überwiegender Mehrheit angenommen hatte, war auch die für königlichen Erlasse, Gesetze, ministeriellen Verordnungen und richterlichen Erkenntnisse neben dem französischen der vlämische Wortlaut vorgeschrieben und zwar so, daß der französische und der vlämische Wortlaut gleichberechtigt und gleich bindend sein sollten. Der Senat hat indes diesem Gesetze in der von der Kammer beschlossenen Form seine Billigung versagt und durch einen Antrag des Senators Lejeune den ersten Satz des Gesetzes verstümmelt. Die „Fransquillons haben mit diesem Siege aber voraussichtlich sich selbst einen schlimmen Dienst geleistet, denn das ganze Land ist durch die Ablehnung des Gesetzes in ungeheure Aufregung versetzt, und der Kampf für die Sprache lodert heute in Belgien mächtiger denn je. Die dreizehn Senatoren aus vlämischen Bezirken, die gegen das Gesetz gestimmt haben, sind mit Schimpf und Verachtung überladen. Es ist in erster Reihe das Verdienst des tapferen Antwerpers Eduard Coremans, daß die großen bisherigen Erfolge erreicht wurden. Mit Recht führt das Gesetz von 1873 über den Gebrauch des Vlämischen in Strafsachen seinen Namen. Bis zur Erlassung dieses Gesetzes wurden vlämische Angeklagte beschuldigt, verteidigt, bestraft, ja, zum Tode verurteilt in einer Sprache, von der sie kein Wort verstanden. Soweit war es gekommen in dem Lande, in dem einst die Breydel und de Connick die Jamekin und van Artevelde für die Freiheit ihrer Sprache rühmlich gefallen waren.

Das gleichfalls von Coremans eingebrachte Gesetz von 1883 über den vlämischen Unterricht in Mittelschulen und jenes von 1886, das in den niederen Volksschulen den vlämischen Unterricht anordnet, fügten dem Ehrenkranze dieses verdienten Vorkämpfers neue Blätter hinzu. Der Vorschlag von Max Rooses, daß das Französische an den vlämischen Volksschulen nicht mehr gelehrt werden solle, da es „unpädagogisch“ sei, verschwindet nicht mehr aus der öffentlichen Erörterung. Hochlehrer J. M. Brans zu Brüssel hat kürzlich einen offenen Brief an den Minister gerichtet, in dem er fordert, daß statt seiner als zweite Sprache an den niederen Schulen Hochdeutsch gelehrt werde. Er weist mit Recht darauf hin, daß der durchschnittliche vlämische Volksschüler, trotzdem er in den sieben Schuljahren in 800—1000 Schulstunden mit Französisch gequält wird, es nicht dazu bringt, diese fremde Sprache annähernd fertig zu lernen, während ihm Hochdeutsch spielend bei-

gebracht und damit für das Leben ein brauchbares Arbeitsmittel verliehen werden kann. Unzweifelhaft trifft Brans damit den Nagel auf den Kopf; denn daß ein vlämischer Junge in Holland, England, Deutschreich, Amerika und Afrika mit Hochdeutsch weiter kommt, wie mit Französisch, steht außer Frage. So wird auch diese Forderung nicht wieder von der Tagesordnung der Vlamen verschwinden. Im höheren Schulwesen sieht es freilich noch arg aus; die Mode ist da stärker als alle Vernunft. Der höhere Unterricht wird Dank der Albernheit des herrschenden Tones in gewissen Kreisen der vlämischen Bürgerschaft noch viel Kämpfe erfordern. Immerhin ist auch da bereits Breche gerissen. Eine Akademie für vlämische Sprache ist zu Gent errichtet und an der alten Hochschule dortselbst sind mehrere Lehrgänge in vlämischer Sprache eingerichtet. Jetzt geht die Forderung der Vlamen dahin, eine rein niederländische Hochschule zu bekommen. Ein vortreffliches Mittel im völkischen Kampfe hat man 1894 in dem Volksraad eingeführt, der aus Vertrauensmännern besteht, die einmal im Jahre über den Stand der Bewegung beraten und ihre Vorschläge dann in öffentlicher Versammlung dem Landtage vorlegen, wo jeder Vlame darüber seine Meinung sagen kann. Tief ist im vlämischen Volke die Wahrheit des Satzes begriffen: „de Taal is gansch het Volk". Und so geht die Bewegung sicher auf ihr Ziel zu: in Vlaandern vlämisch. Freisinnige und Kirchlich gesinnte, Geistliche und Laien sind sich in diesem Ziele einig; ja selbst ein Teil des Adels hat sich bereits der Bewegung seiner Volksgenossen angeschlossen. Um diese aber recht zu verstehen, ist es nötig, uns einmal ihre Gegner anzusehn.

* * *

Die bedrohte Grenze.

Daß die Walen nicht etwa reine Romanen, sondern verwälschte Kelto-Germanen sind, darf nach dem auf Seite 48 Gesagten wohl als bewiesen gelten. Geradezu überraschend ist aber, daß die Grenze des Vlamentumes gegen das Walentum sich fast gar nicht verändert hat, daß vielmehr die Eroberungen, die das Französische gemacht hat, weniger durch Gewalt, als durch List gemacht sind. Wie ich bereits einmal sagte, haben die Französlinge noch mehr unter den Vlamen, als unter den Walen ihre Jungmannschaft geworben.

In geradezu erstaunlicher Weise ist dies bewiesen durch die seitens der Akadémie Royale in 1883 auf Grund des Preises Stassart gestellte Aufgabe. Hochlehrer G. Kurth, ein geborener Deutschbelgier aus dem ehemals deutschen Arel, heute aber ganz verwälschten „Arlon" im belgischen Luxemburg, wurde am 9. Mai 1888 mit diesem Preise gekrönt für seine Arbeit: „La frontière linguistique en Belgique et dans le Nord de la France" die 1895 veröffentlicht ward. Auf nahezu 600 Seiten weist der Verfasser in diesem mit unschätzbarem Fleiße auf Grund alter Urkunden zusammengetragenen Werke nach, daß sich die vlämische Sprachgrenze gegen das Walentum wenig verändert hat. Nur im französischen Departement du Nord, auf das ich im

nächsten Abschnitte zurückkommen werde, haben die vlämischen Gemeinden alten Besitzstand eingebüßt. In Belgien selbst aber ist die Sprachgrenze wenig gegen früher verändert. Sie läuft noch heute wesentlich ebenso wie vor Jahrhunderten von Südwest nach Nordost, die nördliche vlämische von der südlichen wälschen Hälfte scheidend.

Nicht an der Grenzmark, sondern im sprachlichen Binnengebiete hat das Vlämische seine Verluste erlitten. Vor mir liegt eine sehr schätzbare Untersuchung über die Ursache dieser Verluste, die der Verfasser, Herr Rechtsanwalt Leonhard Willems zu Gent, die Güte hatte, mir zu übersenden. Der Verfasser ist ein Sohn des ausgezeichneten vlämischen Griechenforscher Dr. Willems, Hochlehrers an der freien Hochschule zu Brüssel. Die vorliegende Arbeit erschien unter dem Vordrucke „Onse bedreigde Grenzen“ in der „Tydschrift van het Willemsfonds“. Kurths wertvolle Untersuchungen finden in dieser verdienstlichen Abhandlung eine sehr notwendige Ergänzung hinsichtlich des Wertes der amtlichen Quellen, die Kurth zu sehr als baare Münze genommen hat. Namentlich erfährt der Unfug der amtlichen Statistik bezüglich der „Zweisprachigen“ in Belgien durch Willems eine köstlich frische Prüfung. Welchen Wert, fragt er mit Recht, hatten diese amtlichen Fragebogen bei einer Bevölkerung, die zur Hälfte weder lesen noch schreiben konnte? Der Feldwächter, der diese Bogen herumzutragen und abzuholen hat, findet sie unausgefüllt und schreibt selbst die Antwort hinein. „Vous parlez un peu de français, n'est ce pas?“ „Ba, jaok, tschampetter!“ „Bien!“ Und der Feldhüter schreibt auf den Fragebogen: „connait les deux langues“. Da keinem Walen eingefallen sein wird, sich der Kenntnis des Vlämischen zu brüsten, so wird man nicht zu weit gehen, wenn man die sämtlichen „Zweisprachigen“ für Vlamen erklärt. Wem das angesichts des in ganz Belgien als Umgangssprache üblichen Französischen überraschend klingen sollte, der wolle wohl bedenken, daß alle Gemeinden, die nach der amtlichen Statistik als wälsche oder doppelsprachige anzusehen waren, französisch redende Beamte erhielten, die nun noch dazu beitrugen, das vlämische Bewußtsein zu schwächen.

Schlimmer als diese Kampfweise der Gegner ist indessen jene andere, die nicht sowohl darauf ausgeht, diese oder jene Gemeinde zu erobern, sondern die im Herzen des Vlamentums ihr Zerstörungswerk verrichtet, an dem leider nur zu viele Vlamen helfen. Dies gilt namentlich von Brüssel. Staatsminister Bara konnte mit Recht in der Kammer ausrufen: „wir haben die Hauptstadt französisch gemacht, der Rest des vlämischen Landes soll folgen“. Die wirksamste Waffe in diesem Kampfe ist der höhere Unterricht gewesen. Ein Wale konnte bisher — jetzt kommt es anders! — ohne ein einziges Wort Vlämisch zu kennen, im vlämischen Lande den Titel eines „Meisters der Rechte“, „Doktors der Wißbegierde“, Arztes und Fachkunstmeisters erwerben. Sogar als Konsuln wurden diese keines vlämischen Wortes mächtigen Walen oft in's Ausland gesandt, obwohl sie da fast

nur mit vlämischen Seeleuten zu thun hatten, die ihrerseits kein Wort Französisch konnten. Ein Vlame, der kein Französisch konnte, fand dagegen, wenn er sich um ein Amt bewarb, alle Pforten verschlossen.

Noch schlimmer stand es um den Mädchen-Unterricht. In der alten Scheldestadt Gent unterrichteten Pariserinnen in französischer Sprache und Denkart die Töchter der alten vlämischen Geschlechter. So schlich sich die Französelei wie ein tückisches Gift in die Häuser. Großmutter sprach noch beide Sprachen, aber mit Vorliebe ihr Vlämisch. Mutter sprach beide Sprachen, aber mit Vorliebe Französisch. Das Töchterchen kann kein Wörtchen Vlämisch mehr — ausgenommen ein paar Kochrezepte zu vlämischen Leckerbissen.

Kaum geringer war unter dem jungen Mannsvolk der Einfluß der Mode. Das gerade in Belgien sehr häufige Emporkömmlingstum hat da besonderen Schaden angerichtet. In der Landstadt, wo jeder den Andern und seine Geschichte kennt, war die Sache nicht so schlimm. In den Großstädten desto schlimmer! Großvater kochte Seife im Keller der kleinen Nebengasse; er verstand kein Französisch, aber verdiente Geld. Das dallohrige Söhnchen zwängt seine Händchen — Nr. 8½! — in gelbe Handschuhe, sucht seine Abstammung zu verleugnen und behauptet, kein Vlämisch zu sprechen. „Je le comprends bien, mais je ne le parle pas!“ Man denke sich auch nur das demokratische Vlämisch aus so hochadeligem Munde! Wie gemein müßte das klingen!

Der Krug ist aber in Vlaandern so lange zu Wasser gegangen, bis er brach. Die herrschenden Kreise sind heute entsetzt vor der völkischen Bewegung, die sie noch vor einigen Jahren mit Achselzucken und dünkelhafter Geringschätzung glaubten abtun zu können. Wie einst das verhaßte spanische Joch schüttelt Vlaandern die aufgezwungene französische Zwingherrschaft sich unwillig vom trotzigen Nacken. Die Modeherrchen, die in Belgien wie anderswo mit Vorliebe sich um die große Krippe der öffentlichen Aemter schaaren und von dort aus die erwerbenden Volkskreise glauben mit Geringschätzung behandeln zu dürfen, werden bald merken, daß es in dieser Staatskrippe nur noch vlämischen Hafer gibt. Was diese Erkenntnis bei solchen Gigerln bewirken wird, braucht nicht ausgeführt zu werden, ist auch gleichgültig.

Die letzten Scharmützel des Vlamenkampfes werden freilich noch zu schlagen sein. Nicht an den äußeren Grenzen, sondern in den großen vlämischen Gemeinden selbst, zu Brüssel, Antwerpen und Gent. Nicht „Trennung von den Walen“ lautet dabei die Losung, sondern „Wiedereroberung der verlorenen Volksgenossen.“ Insofern trägt dieser Kampf ganz denselben Zug, wie der deutsche Kampf in Oesterreich. In beiden Ländern gibt es für uns keine verkehrtere Haltung, als staatliche Losreißung. Nein, gerungen und gestritten soll werden, bis der letzte Volksgenosse wieder der alten Eigenart zurückerobert ist und als berufener Streiter eintreten kann in die Vorderreihen, wo die Entscheidung fällt um Sieg oder Niederlage deutscher Gesittung.

„Hinter uns im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Unechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache wird geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein,
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder löst sie ein!"

* * *

Die Deutschen in Belgien.

Die mächtige Entfaltung der vlämischen Bewegung hat auch unter den Hochdeutschen bezw. Mitteldeutschen in der belgischen Gauschaft Luxemburg den vorhandenen Zündstoff entfacht und sie zur Geltendmachung ihrer sprachlichen Rechte angespornt. Zu Arel hat sich ein „Deutscher Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutsch redenden Belgien" gebildet, der seine Ziele allerdings nicht allzu kühn gesteckt hat. Er betont in seinem Jahresberichte*), daß die „Deutsch-Belgier" d. h. die in Belgien lebenden Mitteldeutschen „stets würdig waren, der großen belgischen Familie anzugehören, und mit den übrigen Belgiern auf gleiche Rechte und Behandlung in jeder Hinsicht, also auch in Bezug auf ihre Muttersprache, Anspruch erheben können. Damit sei nicht gesagt, daß wir den Gedanken gehegt haben, eine Bewegung zu Gunsten des Deutschtumes hervorzurufen oder gar die französische Sprache zu bekämpfen. Nein, dieser Gedanke liegt uns fern! Was wir einzig und allein bezwecken, ist, der deutschen Sprache ihren bescheidenen Platz zu erhalten und dies zum Wohle unseres Volkes, das, wie wir soeben gezeigt, würdig ist, seinen eigenen Nationalcharakter zu bewahren". Zu Vermeidung aller Mißverständnisse: die Herren verstehen also unter „unserem Volke, das würdig ist, seinen eigenen Nationalcharakter zu bewahren" das „deutsch-belgische" Volk. Und unter der deutschen Sprache verstehen sie das Neuhochdeutsche im Gegensatze zu dem Vlämischen, Niederdeutschen.

„In den dreißiger Jahren, als es sich (darum) handelte, für die Unabhängigkeit unseres lieben Vaterlandes einzutreten, standen die Deutsch-Belgier in der Vorderreihe der furchtlosen Streiter für Religion, Recht und Freiheit. Allgemein bekannt sind die Namen der Männer, die damals allen anderen mutig vorangingen. Einer der berühmtesten unter ihnen, Joh. B. Nothomb, war ein Deutsch-Belgier und wird mit Recht zu den hervorragendsten Gründern und Verteidigern der Unabhängigkeit Belgiens gezählt". Da haben wir wieder die berühmte Unabhängigkeit! Ist es denn nicht endlich auch von den hochdeutsch sprechenden Katholiken Belgiens begriffen, welche Thorheit es war, im Jahre 1830 die schönen einigen Niederlande zu zerreißen und ganz Belgien den Französlingen auszuliefern? Ist nicht die Thatsache der nachbarlichen vlämischen Bewegung, ja die Begründung dieses deutschen Vereines zu Arel an sich schon ein lebendiger Einspruch gegen jene unselige staatliche Selbstverstümmelung? Gewiß, die Männer, die 1830 zu der Losreißung Belgiens von Holland drängten, handelten

*) Das deutsche Belgien und der deutsche Verein. Alphons Willems, Arel und Anbel.

aus edelsten Beweggründen. Sie verteidigten die Freiheit ihres katholischen Bekenntnisses gegen den unduldsamen Hochmut der holländischen Calvinisten, sie stritten für die wirtschaftliche Wohlfahrt und die freie Selbstverwaltung ihres Landes gegen die Ausbeutung durch kurzsichtige holländische Beamtenwirtschaft. Aber längst ist doch erkannt, wie falsch es war, zur Bekämpfung dieser Spatzen die Geschütze der Staatsumwälzung aufzufahren. Ist es denn wirklich so schwer, daß diese Erkenntnis, die den Vlamen längst mit tiefer Reue gekommen ist, auch in die Herzen der belgischen Hochdeutschen einzieht? Sind etwa die Vlaamen weniger gute Katholiken, als die „Deutsch-Belgier"? Was Deutsche, Vlamen und Walen! Die Vlaamen sind gute Niederländer und die Walen sind, wie das Lüdeker Walendietsch beweist, nach Blut und Sprache keine Franzosen. Das belgische Land war vlämisch und vlämisch soll es wieder werden. Nicht: „hie Deutsche, hie Walen!" darf die Losung sein. Und noch weniger darf sie lauten: „hie Deutsche (gemeint ist: Mitteldeutsche), hie Vlaamen!" Sondern auf der ganzen Stirn des Kampfes muß die Losung erdröhnen: „Weg met de Franschen en Franschgesinnden; in Belgie vlaamsch!"

„Dan eerst moogt ge er van gewagen,
Dat ge voor üw Rechten pleit;
Dan herblunjen eens de Dagen
Uwer oulde Heerlykheid!"

Was Vlaandern, Braband und Lützelburg, was burgundischer Kreis, was Belgien! Die Gebietsabgrenzung wechselt wie die Staatsform und die Gesellschaftsbildungen. Dauernd im Strome der Geschichte bleibt allein das Volk. Unter diesem alldeutschen, nurdeutschen, unstaatlichen und lediglich völkischen Gesichtspunkte vermag ich mich mit der vom Deutschen Vereine zu Arel aufgestellten Abgrenzung von „Deutsch-Belgien" nicht einverstanden zu erklären. Und noch viel weniger kann ich es aus geschichtlichen Gründen.

Dies „Deutsch-Belgien" zählt, abgesehen natürlich von den zu Antwerpen, Brüssel u. a. O. lebenden vielen Tausenden von Reichsdeutschen, etwa 50,000 Einwohner. Es umfaßt in der Provinz Luxemburg die Kreise Arel (Arlon) und Metzig (Messancy) fast vollständig, vom Kreise Feiteler (Fauvillers) fünf Gemeinden, vom Kreise Bielsalm die Ortschaft Bockholz (Beho). In der Provinz Lüttich sind vom Kreise Aubel sechs, vom Kreise Limburg vier Ortschaften deutsch. Welcher Art ist nun aber dieses „Deutsch"? Hochlehrer Kurth weist selbst darauf hin, daß in den neun lütticher Gemeinden die örtliche Mundart nicht mitteldeutsch, sondern niederdeutsch, also vlämisch, sei. Alle aus der Vorzeit erhaltenen Urkunden dieser Gegend sind niederdeutsch verfaßt; jedoch hat seit einigen Menschenaltern das Hochdeutsche so tiefe Wurzel geschlagen, daß gar nicht vorauszusehen ist, wie es künftig verdrängt werden könnte. In der Schule und auf der Kanzel wird hochdeutsch gesprochen; die Kinder gewöhnen sich an den Gebrauch des Hochdeutschen, lesen es in den Zeitungen und gleiten so unvermerkt in die hochdeutsche Geisteswelt hinüber.

Diese Thatsache kann auch niemand überraschen, der mit der Geschichte des lütticher und limburger Landes vertraut ist; und das Deutschtum würde in beiden Landschaften, in denen bis ins achtzehnte Jahrhundert Deutsch die Verkehrssprache bildete, noch viel fester stehen, wenn eben nicht die vom Deutschen Verein zu Arel so hoch gepriesene „belgische Unabhängigkeit" von 1830 gekommen wäre.

Im Gegensatze zu Limburg und Lüttich ist das in der belgischen Provinz Luxemburg gesprochene Deutsch unzweifelhaft mitteldeutsch. Selbstverständlich; denn dieser Teil von Lützelburg ist ja erst 1839 vom nunmehrigen Großherzogtume abgezweigt worden und an Belgien gekommen. Allerdings sind auch in diesem Gebiete niederdeutsche Gemeinden gewesen, Beulen z. B. Aber diese Orte sind verwälscht; was sich deutsch erhalten hat, spricht die dortige fränkische Mundart, deren Wohllaut einigermaßen fraglich erscheint. Das Bedürfnis nach einem reinen Neuhochdeutsch ist da begreiflich und berechtigt.

Der Deutsche Verein zu Arel findet daher unseren vollsten Dank, wenn er dahin wirkt, daß in Belgisch-Luxemburg das Hochdeutsch gepflegt wird. Er hat in der kurzen Zeit seines kaum dreijährigen Bestehens Treffliches geleistet. Zwei Volksbüchereien sind begründet, Flugschriften sind herausgegeben, und in vielen Versammlungen ist für die deutsche Bewegung in Belgien gestritten worden. Die gesetzgebende Kammer hat sich genötigt gesehen, die Rechte der hochdeutschen Sprache bei dem neuen Schulgesetze zu berücksichtigen. Der Minister Schollaert hat die Versicherung gegeben, daß die deutsche Sprache die Leitsprache in den Volksschulen des hochdeutsch redenden Belgiens bleiben solle. Das Gesetz über die Gemeindewahlen gestattet in seiner neuen Fassung, daß die Mitglieder der Wahlkörper den verlangten Eid in deutscher Sprache ablegen dürfen. Auch hier schulden wir, wie in Vlaandern, der Geistlichkeit warmen Dank für die treue Unterstützung, die sie der Sache der Volkssprache zu teil werden läßt. Die Maristenbrüder zu Arel haben beschlossen, von Ostern ab eine deutsche Abteilung in ihrer Volksschule zu bilden. Das ist der rechte Weg. Das Ziel muß ja doch sein und bleiben, daß die beiden Teile von Lützelburg wieder vereinigt werden.

Anders liegt die Sache in Limburg und Lütticherland. Auch dort erscheint die Erhaltung des Hochdeutschen sehr wichtig. Aber noch wichtiger sollte dort die Pflege der schriftmäßigen Kenntnis des im ganzen Lande ursprünglich heimischen und von der Bevölkerung noch immer unter sich gesprochenen Vlämischen, Niederländischen, Niederdeutschen sein. Zu Brüssel fordern die weitblickenden Führer der Vlamen schon längst, daß die französische Sprache als unzweckmäßig für die geschlossene Bildung der Volksschüler aus den vlämischen Volks- und Mittelschulen entfernt und als zweite Sprache dafür das Hochdeutsch eingeführt werde. So sollten auch die Deutschen im Lütticherlande ihr Ziel recht verstehen und anders ins Auge fassen, als sie zur Zeit noch thun. Der Unterricht in ganz Belgien muß

vlämisch werden auf der Unter- und Mittelstufe. Auf der Oberstufe muß neben dem zur Hochschulbildung führenden Vlämischen als zweite Sprache das Hochdeutsche gepflegt werden. In Ergänzung dieser Forderung müssen wir im Reiche dahin wirken, daß neben dem Hochdeutschen das Niederländische — und zwar in der alldietschen Schreibweise — an unseren Schulen gelehrt wird. Auch hier in Deutschland wird das harten Kampf kosten mit Ausländerei und Vorurteil. Aber der Ausgang dieses Kampfes ist nicht zweifelhaft; denn wir führen ihn gemäß unserer geschichtlichen Entwickelung, die zum Zusammenschlusse der niederdeutschen Stämme und damit zur Einigung aller deutschen Stämme drängt.

„Eenigheid en Recht en Vreyheid
Voor het dietsche Vaderland!
Daarnaar laat ùns Allen streven
Brunderlyk met Hart en Hand!
Eeenigheid en Recht en Vreyheid
Seyn des Segens Onderpand;
In den Glans van desen Segen
Blnuje 't dietsche Vaderland!"

* * *

Frankreichisch Vlaandern.

Wir können aber von Vlaandern nicht Abschied nehmen, ohne der verlorenen vlämischen Gaue, Artesiens und Seevlaanderns, zu gedenken, die Ludwig 14. ebenso wie das deutsche Elsaß-Lothringen durch Raub an Frankreich gebracht hat. Dies schöne, am Ärmelmeer gelegene Land mit etwa hundert Gemeinden, darunter Dünkirche, Kassel, Grevelingen, Hasebrouk, Broukburg und Sint-Winoksbergen, ist noch heutigen Tages vlämisch geblieben. Aber auch weiterhin das ganze Hinterland von Boonen (Boulogne s. M.) die Städte Vimille und Sint-Omaars (St. Omer) Kales (Calais), Rijssel, (Lille), Kamereyk (Cambrai) u. a. umfassend, ist nur sehr oberflächlich mit französischem Firnis überstrichen; die Bevölkerung denkt und spricht unter sich noch immer vlämisch. Und was die körperliche Erscheinung dieser immerhin Dreiviertelmillionen von Vlamen betrifft, so lassen ihre blauen Augen und blonden Haare, ihre schlanken und hochgewachsenen Gestalten keinen Zweifel an der unverfälscht deutschen Art dieses prächtigen Schlages. Sie haben sich tapfer gewehrt gegen den „wüsten, vülen, dummen Franzoos" und seine Anmaßungen. Die Franzosen fühlen sich denn auch nicht in diesem Lande zu Hause. Heinrich Baudrillart schrieb in der Revue des deux Mondes vom August 1882: „Il nous est arrivé à nous-mêmes de nous sentir un peu étranger dans ces campagnes." Auch in diesem schönen, gesegneten Lande sind es die „Rederykkamers" gewesen, die unter französischer Herrschaft die vlämische Sprache hinübergerettet haben in eine — so Gott will, nahe — bessere Zeit. Alle Zwangsmaßregeln der Schreckensherrschaft, wie der beiden Kaiserreiche haben die dietsche Sprache in See-Vlaandern nicht auszurotten vermocht. Baudrillart sagt denn auch in dem

erwähnten Aufsatze: „Comment pourtant ne pas apprendre notre langue à ces jeunes français? (so!) Le pourrait-on sans une sorte de trahison nationale? Nous avons lieu de regretter de n'avoir pas appris la langue française depuis Louis XIV à nos paysans d'Alsace. La leçon doit nous servir."

Die Erkenntnis kommt zu spät! Und sie geht auch von grundfalschen Voraussetzungen aus. Denn die Forschungen Baudrillarts über „les populations rurales en France" liefern, wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, den unumstößlichen Nachweis, daß die Vlamen des Nordwestens von aller Landbevölkerung Frankreichs weitaus am höchsten stehen und daß ihre Verschmelzung mit dem körperlich und geistig minderwertigen Franzosentume einen Niedergang ihrer Art bedeuten würde. Wenn aber früher oder später einmal Seevlaandern mit Westvlaandern vereinigt und wenn damit den Franzosen von Rechtswegen wieder abgenommen wird, was sie durch Turennes wüsten Raub Vlaandern genommen haben, dann soll man einmal das Geschrei hören, das sich in ganz Frankreich erheben wird, genau so, wie nach der Rückeroberung von Elsaß-Lothringen! Es ist aber ein himmelweiter Unterschied zwischen der zur Selbstverleugnung neigenden hochdeutschen Bevölkerung der Reichslande und der zähbeharrenden niederdeutschen Treue gerade dieses Teiles von Vlaandern. Der zappelige Franzose und die Granitblockruhe dieser Seevlamen: Ihr Helden in Walhall platzt nicht vor Lachen!

Die französische „Civilisation" hat nie eine herbere Zurückweisung erfahren, als in diesem Lande, wo man einen dummen, ungeschickten Faselhans im Aerger „O gey Walekop!" zu schelten pflegt. Und wie könnte auch dies Volk vergessen haben, wie hoch zu aller Zeit vlämische Bildung, Wissenschaft und Kunst über der französischen gestanden haben!

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in diesem Teile von Vlaandern die leidenschaftliche Vaterlandsliebe des Volkes eine besondere Dichtung erblühen ließ. Im 17. Jahrhundert bereits sang Michiel de Swaen zu Dünkirchen. Seine etwas lehrsamen Gedichte erinnern in mancher Beziehung an Vader Cads, den Liebling der Holländer aus alter Zeit. Im 18. Jahrhundert waren es namentlich zwei Schriftsteller, die zur Stärkung des vlämischen Volksbewußtseins beitrugen: Steven von Cassel und Modewijk von St. Winoks-Bergen. Beide waren Volksschullehrer. Steven gab im Jahre 1714 das „Nieuwe nederlandsche Vorschriftsbuk" heraus, von dem noch 1793 im benachbarten Städtchen Thielt eine sechste Auflage erschien. Dies Buch, das während des ganzen 18. Jahrhunderts in Frankreichisch-Vlaandern als Schulbuch in Gebrauch war, enthielt unter anderem einen Abschnitt: „Weeklagt der vlaamsche Maagd over het Verbasteren van hare Taal".

So kam es, daß selbst zu einer Zeit, wo das ganze übrige Deutschland, die Niederlande nicht ausgeschlossen, in Unechtsgesinnung und Franzosenanbetung entartet war, gerade der staatlich von Frank-

reich überwundene Teil von Vlaandern zähe und unverbrüchlich seine vlämische Sprache bewahrte. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die letzten Dichter dieses Gaues noch, so namentlich Van Rechem, sind frei geblieben von aller französischen Schnörkelei, sie sind altniederländisch, äußerlich hausbacken nüchtern, innerlich von jener tiefen Leidenschaft, die bezeichnender Weise der lebhafte Süddeutsche dem Niederdeutschen „nicht zugetraut hätte". Aber Ehre, wem Ehre gebührt! Neben den Redekammern und Dichtern ist es namentlich die Geistlichkeit gewesen, die auch in Seevlaandern treu zu dem Volke und seiner alten Sprache und Art gestanden hat. Ist es der Staatsgedanke Karls des Großen, der hier noch fortwirkt im unbewußten Empfinden des vlämischen Seelsorgers?

Wie immer dem sei, wir wollen diesen ehrwürdigen Priestern danken, nicht nur für den Dienst, den sie ihrem vlämischen Volksstamme geleistet haben, sondern mehr noch für das lehrreiche Beispiel, daß zwischen dem katholischen und dem deutschvölkischen, dem alldeutschen Gedanken kein unüberbrückbarer Gegensatz besteht!

Möge der Tag endlich kommen, an dem auch die seelsorgende Geistlichkeit in Oesterreich ihre Stellung zu der deutschen Bewegung recht verstehen lernt!

Dr. Johann Winkler zu Harlem hat uns in seinem Werke „Nederland in Frankryk en Düitschland" köstliche Belege für die zäh beharrende Art der Seevlamen gegeben, in denen wir unsere niederdeutsche Art prächtig wiedererkennen. Ich kann es mir nicht versagen, mindestens einen davon hier wiederzugeben.

In den Dörfern ist es Sitte, daß der Klingelbeutelmann beim Einsammeln der Gaben während des Gottesdienstes zu danken pflegt mit den Worten: „God loone 't je!" Nun wurde einmal in einem kleinen Dorfe ein neuer Kirchendiener angestellt. Dieser glaubte sein französisches Licht leuchten lassen zu müssen und dankte den Bauern für den Gottespfennig mit einem schmatzend süßen „mer—c—c—ci!" Den Bauern war das ein Aergernis, sie steckten ihre vlämischen Dickköpfe zusammen und beratschlagten. Als am nächsten Sonntage der Kirchendiener den ersten Sammelpfennig wieder mit „merc—c—c—ci!", beschleinigt hatte, sah ihn der zweite Bauer, zu dem er kam, ernst und würdig an, steckte seinen Centime ein und zuckte die Achseln. Desgleichen thaten die übrigen und als der Einsammler ein erstauntes Gesicht machte, riefen ihm die Bauern gelassen zu: „m' en verstoan je niet, Man!" „spreek vlaamsch!" u. s. f. Am nächsten Sonntage dankte der Kirchendiener wieder wie schicklich auf gut vlämisch mit „God loone 't je!" und die Bauern gaben ihm das Doppelte oder Dreifache des gewöhnlichen Beitrags.

Den Franzosen ist diese Gesinnung ja auch so wohl bekannt, daß im deutsch-französischen Kriege die Truppenführer sich weigerten, die vlämisch-frankreichischen Truppen gegen die Deutschen ins Feld zu führen. Sie hatten triftige Gründe hiezu. Denn die Bevölkerung desÉpar-

tement du Pas de Calais und des Dpt. du Nord hat jedem deutschen Siege offen zugejubelt. Nur mit äußerster Strenge waren die Präfekten im Stande, den Ausbruch des Aufruhrs zu verhüten. Faidherbe wagte 1871 nicht, weiter nach Nordwesten vorzurücken, da er die Bevölkerung des Nordens fürchtete. Zu Hasebrouk verstümmelten sich 300 Mobilgardisten, um nicht gegen ihre deutschen Brüder kämpfen zu müssen. Sie wurden zu Kales (Calais) erschossen! Trotz alledem war die Bevölkerung von Kales, Boonen, Sint Omaars von den Franzosen kaum im Zaume zu halten; und Faidherbe sagt in seinem Werke über den Krieg mit Recht, daß dieser schneller beendigt gewesen sein würde, wenn die Deutschen sich mit einem Flügel sofort auf diese durchaus deutschen Gegenden gestützt haben würden. Er verschweigt nur, daß die Bevölkerung von Seevlaandern jedem deutschen Siege zujauchzte; und offenbar ist man deutscherseits nicht genügend von dieser Sachlage unterrichtet gewesen. Das Geschick von Seevlandern hätte sich sonst wohl 1871 anders entschieden. Man lese nur die seevlämischen Blätter aus jenen Tagen nach. Mit tiefem Schmerze beklagten sie den Friedensschluß, der ihnen die ersehnte Vereinigung mit Belgien versagte. So schrieb ein Mitarbeiter des Blattes „Le petit Nord“:

„und welches Unglück wäre es denn auch für diese Bezirke gewesen, wenn sie an das vlämische Land Belgien zurückgekommen und mit diesem in Holland einverleibt worden wären unter dem Schutze des mächtigen Deutschen Reiches, anstatt daß sie nun das Joch dieser ekelhaften Rasse von hohlen Prahlhänsen dulden müßen?“

Die Sprache klingt anders, als das Gewimmer der selbstachtungslosen Elsaß-Lothringer, die es nicht verwinden können, von dem Paris nun getrennt zu sein, das sie zeitlebens nur als têtes alsaciennes behandelt und schnöde mit Füßen getreten hat! Da ist niederdeutsche Treue, niederdeutsche Zähigkeit, niederdeutscher Mut. Das ist derselbe Geist, der die Urteveldе's beseelte, der die alten Dithmarsen in den Kampf führte: „leever dud üs slav!“ Das ist derselbe Geist, dem Holland und Preußen ihre weltgeschichtliche Stellung verdanken, der die Buren beseelt hat in ihrem Kampfe gegen britische Vergegewaltigung am Amajubaberge, wie bei Krügersdorp: „help ü selv, so helpt ü God!“ Das ist derselbe niederdeutsche Trotz, den unsere Ahnen in Niedersachsen unter Wittekind und in ihren letzten Kämpfen am Harze bewiesen, der die Hansa zur weltgebietenden Stellung geführt hat, in Demut gegen Gott und Trotz gegen alle Feinde: „wat willtu begéren meer denn de olle lübsche ér?“ Das ist der Geist der gesprochen hat: „wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in dieser Welt!“

Nur unverzagt; die Art dort in Seevlaandern, die wird nicht französisch, nicht durch Gewalt und auch nicht durch List. Napoleon 3. hat es ja mit der List versucht, und es ist seitdem bei allen Parteien Brauch geworden, die Seevlamen durch vlämische Wahlaufrufe zu

bearbeiten, geradeso wie die Plattdeutschen in Amerika seitens der Yankees von plattdeutschen Stumpredniern bearbeitet werden. Aber die Seevlamen sind auch dadurch nicht französisch geworden; sie wählen nach ihrem eigenen harten Kopfe.

Wahrlich, es wird Zeit, daß man auch in Deutschland dieser verlorenen Brüder sich entsinnt. Fünf Finger hat die deutsche Faust: Vlamen, Buren, Holländer, Niederdeutsche, Oberdeutsche. Und dabei fällt mir ein Kinderreim ein, den man seinen Herzblättchen in Seevlaandern an den Fingern herzählt:

„Dat Mameken heeft a Kiekske ekocht,
't Mameken hevet t'Huys ebrocht,
't Mameken hevet schoon emakt,
't Mameken hevet in't Potje gestecken,
En't klein, klein Patieterken hevet allemaal opeten".

Wen ergreift es nicht im tiefsten Herzen, dort tief im französischen Sumpfe diesem sinnigen Kindergemüte der deutschen Volksseele zu begegnen?

Aber die deutsche Faust kann sich auch ballen und dreinschlagen, wenn der Zorn sie durchzuckt. Und wo sie hintrifft, da wächst kein Gras mehr.

* * *

Alldäitsch. Und wie soll das große Ziel nun erreicht werden? Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es auf zwei getrennten Straßen angestrebt werden muß; durch das mitteleuropäische Bündnis einerseits und andererseits durch die geistige Einigung der Niederdeutschen.

Wir haben gesehen, daß diese viel leichter ist, als es auf den ersten Blick aussehen mochte. Aber auch hier ist es der Buchstabe, der den Geist tötet. Unsere niederdeutsche Sprache, uns allen so wohlvertraut, tritt uns fremd entgegen, wenn wir sie in den verschiedenen Schreibweisen sehen.

Wir haben gesehen, wie aus kleinen an sich ganz unwesentlichen Zügen — z. B. ob der Doppellaut ei richtiger durch ein Ypsilon (y) oder ein i und j = ij bezeichnet werden müsse und was derlei Kleinigkeiten mehr waren — Besonderheiten unter den niederländischen Mundarten aufgestellt wurden, die in beschränkten Köpfen den Gedanken von einer besonderen vlämischen und einer besonderen holländischen Sprache aufkommen ließen. Selbstverständlich war dies ja nicht die Ursache einer staatlichen Trennung, aber auch schon die Thatsache, daß es zum Vorwande einer solchen Trennung genommen werden konnte, war schlimm genug.

Weg mit solchen Schlacken! Hinein damit in die Glut der Vaterlandsliebe, daß die Asche zum Schlote hinaus in alle Winde fliegt und nur das blanke Erz der teueren Sprache bleibt. Das war der Gedanke, der den Dr. Snellaert dazu führte, die niederländischen Sprachtage in's Leben zu rufen, die für die Einheit der niederländischen Sprache von so großer Bedeutung geworden sind.

Immer klarer ist durch sie der Beweis erbracht worden, daß das Vlämische nicht etwa, wie die Französlinge in Belgien meinen, nur eine Reihe von Mundarten darstellt, sondern mit dem Holländischen und Limburgischen eine einheitliche niederländische Sprache bildet. Das niederländische Wörterbuch, das dieser Spracheinheit Ausdruck geben soll, ist bereits seit zwanzig Jahren in Arbeit und wird nun voraussichtlich bald fertig werden.

Damit war die Grundlage gewonnen, um den entscheidenden Schritt zu der Verschmelzung des Niederländischen mit dem Plattdeutschen zu thun. Es ist das unauslöschliche Verdienst des Dr. Constant Jacob Hansen, Oberbücherwarts der Stadt Antwerpen, daß er seinen engeren Landsleuten die Einheit der niederländischen Sprache mit dem niedersächsischen, friesischen und baltischen Platt zum Bewußtsein gebracht hat. Unterstützt von Klaus Groth und Fritz Reuter arbeitete er die alldietsche Schreibweise aus, die jene störenden Nebensächlichkeiten beseitigt.

Wohlverstanden: es handelt sich dabei nicht um eine Einheitssprache, sondern nur um eine Einheitsschreibung! Niederländer und Plattdeutsche sollen sich schriftlich derselben Lautdarstellung bedienen, damit sie auch schriftlich sich eben so leicht verstehen, wie sie mündlich einander immer verstanden haben.

Von den Einzelheiten dieser alldietschen Schreibweise hebe ich die folgenden als Beispiele hervor. Es entspricht:

all-dietsches	niederländischem	plattdeutschem	hochdeutschem
ỿ: (Ỿs)	**ij** (gespr. ei) (Jjs)	**ii** (Jis)	**ei** (Eis)
ʃ: (ʃyn Soon)	**z** (gespr. ſ) (zijn Zoon, gespr. sein Sohn)	**ſ** (sin Söhn od. Sähn)	**ſ** (sein Sohn)
v: (vrỿ)	**v** (gespr. f) (vrij, gespr. frei)	**v, f** (fri(i))	**v, f** (frei)
ou, au: (Vrou, blau)	**ou, ouw** (gespr. au) (Vrouw, gespr. Frau)	**u, au** (Fru, blau)	**au** (Frau, blau)
oul: (Stoult, ould)	**ou** (spr. au) (Stout, spr. Staut, oud, spr. aud)	**ol** (Stolt, oll)	**ol, al** (Stolz, alt)
üi: (düitſch)	**ui** (spr. eu) (duitsch, spr. deutsch)	**ü** (dütſch)	**eu** (deutsch)
ù: (ùns)	**o** (ons)	**u** (u(n)s)	**u** (uns)
oe: (Broeder)	**oe** (spr. uu) (Broeder, spr. Bruuder)	**ô, oe** (spr. oo) (Bröder, Jtzehoe)	**u** (Bruder)
wh: (whoe)	**h** (hoe, spr. huu)	**w** (wo)	**w** (wie)
aei: (gaeit)	**aa** (gaat)	**ei** (geiht)	**e** (geht)
eü: (eüvel)	**eu** (spr. ö) (euvel, spr. övel)	**ö** (övel)	**ü** (übel)

öö:	oo	ö	o
(vöör)	(voor)	(vör)	(vor)
ää:	aa	ä	a
(wäär)	(waare)	(wär)	(wäre)
u. s. w.	u. s. w.	u. s. w.	u. s. w.

Offen gestanden fühle ich mich von der Schreibweise des Doppellautes ij, ei durch y nicht befriedigt. Nach wie vor wird dadurch für die Plattdeutschen der Verwechselung zwischen dunklem i, y und ei y Raum gelassen. Ich pflichte daher durchaus Herrn Dr. Theodor Jaensch-Scharlottenburg bei, der in seinen für die „Burschenschaftlichen Blätter", „Bayreuther Blätter", „Das Zwanzigste Jahrhundert", „Tägliche Rundschau", „Deutsche Zeitung" u. a. Zeitschriften geschriebenen Aufsätzen das Hanseatische y mit ey geschrieben hat. Auch unterstütze ich die Forderung unseres reichsdeutschen Freundes, daß wir Alldietsch mit deutschen Buchstaben und die Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben schreiben und drucken sollten.

Auch dieser Wunsch entspricht nur der Vertiefung des niederdeutschen Gedankens im Geiste der Geschichte. Denn wie die alten Handschriften und die Unterschriften der Schildereien in den Bildersammlungen zu Antwerpen u. a. Orten beweisen, ist auch das Niederländische in alter Zeit mit deutschen und nicht mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Man betrachte nur einmal in der Antwerper Bildersammlung die „sieben Werke der Barmherzigkeit und die sieben Todsünden", die dem Gillis Mostaert dem Aelteren zugeschrieben werden; dort so wenig wie auf anderen altvlämischen Bildern weiß man etwas von romanischer Rundschrift, sondern eckig, kernig, markig stehen die Buchstaben da, gut vlämisch, gut niederdeutsch, allem Welschtum in die Zähne lachend.

Abgesehen von der geschichtlichen Folgerichtigkeit hat die Forderung der Einführung deutscher Schreibweise, die ja leider im Reiche ebenso viele Gegner hat, wie sie in Holland finden wird, aber auch vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus tiefe Berechtigung. Denn wir bringen die alldietsche Schreibweise dadurch nicht nur den Plattdeutschen näher, sondern teilweise auch den Nordländern. Und wenn die eckige Schrift noch die besondere Wirkung haben sollte, daß sie den Französlingen, Talmi-Engländern und Pollaken nicht verbindlich und gewunden genug erscheint — lesen können sie sie alle! — so wäre das ein Grund mehr, sie unverzüglich in den Niederlanden einzuführen; denn in dieser Schrift spiegelt sich, Gott sei Dank, noch immer unsere eigenwillige deutsche Art. Und die können wir im Kampfe gegen deutsche Zerlassenheit und fremde Anmaßung gar nicht genug betonen. Mögen die anderen uns lieben oder hassen: wir halten beides aus. Aber achten sollen sie uns! Und „auf tausend Schritte" soll man jedem deutschen Erzeugnisse, also auch jedem Buche ansehn: das ist deutsch! Dem „made in Germany!" folgt die Achtung der Welt ganz von selbst, in allererster Reihe die der Engländer.

Hoffentlich finden diese ostdietschen Wünsche auf dem nächsten

dietschen Sprachtage Berücksichtigung. In der vorliegenden Schrift bin ich, um die angeführten vlämischen und holländischen Dichtungen dem Verständnisse der hochdeutschen Leser näher zu bringen, in manchen Einzelheiten noch weiter gegangen; indes ist das nebensächlich und von untergeordneter Bedeutung. Um zu Dr. Hansens alldietscher Schreibweise zurückzukehren, so ist noch an ihr zu betonen, daß die Länge der Stimmlaute allgemein durch Verdoppelung, die Kürze durch Einfachsetzung ohne Verdoppelung der Mitlaute bezeichnet wird, also z. B.

Maan = plattd. Maan (Mond),
Man = Mann,
Soon = hochd. Sohn,
Son = hochd. Sonne;

ferner:

Eere (Ehre)
Naam (Name) u. s. w.

Aus dem so Geschriebenen liest sich jeder das ihm Geläufige heraus; z. B. aus „Wauld" der Westdietsche „Waud", der Ostdietsche „Wald", aus „kould" liest der Westdietsche „kaud", der Ostdietsche „kold" (kalt). Die Zeichen über der Zeile sind immer nur für den da, der sie von Hause aus kennt. So ist „ä" nur für den Plattdeutschen ä, für den Niederländer aber a. So wird Vlämisch, von einem Plattdeutschen gelesen zu halbem Plattdeutsch, umgekehrt Plattdeutsch im Munde eines Vlamen zu halbem Vlämisch. Alle gewinnen und keiner verliert.

Die von Hansen aufgestellte „alldietsche Spelling" ist erfreulicherweise längst über einen rein lehrhaften Wert hinaus in den Niederlanden in Aufnahme gekommen. Möchte sie bald zur allein gebräuchlichen werden. Möchten aber nun endlich auch die plattdeutschen Zeitungen das Werk, das Klaus Groth und Fritz Reuter so tapfer mit angebahnt haben, weiter führen. Ist es denn so schwer, sich endlich einmal zu einem Entschlusse aufzuraffen, wenn es die Größe und Zukunft der niederdeutschen Sprache gilt?

Mögen sich unsere plattdeutschen Schriftleiter und Vereinsleiter an den Vlamen ein Beispiel nehmen, die Klaus Groth längst als einen der Ihrigen gefeiert haben. Hansen hat ihm ein prächtiges Buch gewidmet: „Klaus Groth in syn Leven en Streven als Dichter, Taalkamper, Mensch". (Antwerpen 1889.) Zu Groths siebenzigstem Geburtstage, am 24. Ostermond 1889, veranstalteten die Vlamen von Antwerpen eine Festfeier — wie sie einige Monde später auch an der Enthüllung von Hoffmann von Fallerslebens Denkmal auf Helgoland teilnahmen. Pol de Mont widmete dem Gefeierten ein Huldegedicht in dithmarsischer Mundart, das mir in alldietscher Schreibweise vorliegt; es begann:

„Wé singen kan in Wee ùn Vreu'd
Als Nachtegaal in'n Would;
Wé vaten kan in Toon ùn Woord
Wat in syn Hart sit houldt;

De Bloemen plükt in eigen Gaard'n
Un troŭ, ùn flink ùn recht,
Sik immer Kind van Moder vöelt,
Un „Vader-ünse" segt:
Dy — föete Sänger, lieve Vründ —
Mit echten düütschen Möed,
Dy gröet nu lief ik — nëm myn Hand:
Ben Kind van't selve Blöed!"

Klaus Groth antwortete später auf dies Huldigungsgedicht in folgenden plattdeutschen Reimen:

„Doh hör! Wat schallt dar ut de Feern?
Dat is dyn egen Stimm to hörn! —
De plaamschen Sängers de sünd waak —
Dat is de sülv, uns' Moderspraak!

Dat is de Ton, wona ik söcht,
Dat sünd de Leeder, tru un echt,
Dat is de Klang, as ik em hör,
Do ik as Kind bi Moder weer.

Uns' egen Slach! Uns' egen Blot!
Mi is, as war dat Hart mi grot! —
Du, jüngste, reck mi mal de Hand:
Welkom' in't plattdütsch Holstenland!"

Um dem Leser einen Ueberblick über die Stellung von Hochdeutsch, Plattdeutsch, Alldietsch zu geben, will ich hier die ersten Zeilen von Klaus Groths wundervollem Liede „Min Moderspraak" in der Urschrift, in hochdeutscher Uebersetzung und in der alldietschen Schreibweise hersetzen:

Hochdeutsch:

Meine Muttersprache, wie klingst du schön!
Wie bist du mir vertraut!
Wär' auch mein Herz wie Stahl und Stein,
Du triebst den Stolz heraus.

Nach Groth:

Min Moderspraak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ook min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt hernt.

Alldietsch:

Myn Moederspraak, wat klingst du schöön,
Wat bist du my vertruwd!
Wäär ook myn Hart als Staal un Steen,
Du dreefst den Stoult er unt.

Ferner mag hier noch das von Bradsky vertonte und bei der Grothfeier von Frau de Give-Lederer in Emanuel Hiels Uebertragung gesungene Lied von Klaus Groth: „He sä mi so väl" in den drei deutschen Fassungen Platz finden:

Hochdeutsch:

1. Er sagt' mir so viel und ich sagt' ihm kein Wort,
Und all', was ich sagt', war: Johann, ich muß fort!

2. Er sagt' mir von Liebe und Himmel und Erd',
Er sagt' mir von Allem — ich weiß nicht mal mehr.

4. Er hielt mir die Händ' und er bat mich so sehr,
Ich sollt' ihm doch gut sein und ob ich's nicht wollt'?
6. Nun sitz' ich und denk' und denk' immer daran,
Mich dünkt, ich müßt' sagen: Wie gern, mein Johann!
7. Und doch, kommt das wieder, so sag' ich kein Wort,
Und hält er mich, sag' ich: Johann, ich muß fort!

Nach Groth:

1. He sä mi so väl, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer:
Jehann, ik mutt fort!
2. He sä mi vun Lev un vun Himmel un Eer,
He sä mi vun Allens — ik weet ni mal mehr!
4. He heel mi de Hann', und he bä mi so dull,
Ik schull em doch gut wän, un ob ik ni will?
6. Nu sitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi düch, ik muß seggt hebbn:
Wa geern, min Jehann!
7. Un doch, kumt dat wedder, so segg ik keen Wort,
Un hollt he mi, segg ik:
Jehann, ik mutt fort!

Vlämisch nach Hiel:

1. Hey sei mey soo veel, doch ik sey hem cheen Woord,
Ja, all wat ik sei, was:
Johann, ik muust foort!
2. Hey sprak mey van Minn', en van Frengde so teêr,
Hey sprak mey van Alles — ik weet al niet meer!
4. Hey nahm meyne Hand en hey bad mey soo still,
Ik sau hem toch lieu seyn — en of ik niet will?
6. Nü sitt ik en denk, en denk immer daaran,
Mey dünkt, ik muust seggen: hun geern, meyn Johann!
7. En toch, kommt dat wedder, dann segg ik cheen Woord,
En haudt hey me, segg ik:
Johann, ik muust foort!

Wenn man durch Belgien reist und mit Vlamen über ihres Volkstumes Zukunft spricht, so begegnet man zuweilen einem Worte, das einer der sogenannten „unparteiischen Belgier", ein „Hollander-Waal" namens Clesse gedichtet hat:

„Flamands, Wallons,
Ce ne sont là que des prénoms;
Belge est notre nom de famille."

Es ist das alte, klägliche Lied zerlumpter Gesinnung, wir kennen es von allen Ecken der Welt her. „Amerikanische Nation", „österreichisches Volk", „Schweizer Nation", die „luxemburgische Nation" und diese „kleine maar ruumreyke hollandsche Natie" nicht zu vergessen.

Der Urheber der alldietschen Schreibweise setzt diesem kläglichen Begriffe der Patentnation mit Stolz in seinem „Lof aan Dietschland" den Ruf entgegen:

„Schoon Belgies, Duitsch- of Hollands Soonen,
Toch seyn en bleywen wey Teutonen,
En Dietscher is ünf' Eerenaam!"

Hansen hat damit die Bahn eröffnet, die uns zum Ziele führen kann und muß. Also vorwärts, die Besten voran!

Das Verständnis für unsere beiderseitige Art muß von jedem auf Ehre haltenden Deutschen im

Reiche wie in den Niederlanden als sittliche Pflicht begriffen werden: dann werden die Mittel leicht sich finden, die dem Zwecke dienen. In Vlaandern plämisch und als zweite Sprache hochdeutsch, muß von der Schule gefordert werden; desgleichen muß in Holland das Hochdeutsch, im Reiche dagegen Niederdeutsch gelehrt werden: in den Volksschulen Plattdeutsch und an den höheren Schulen Vlämisch-Holländisch. Das wird nicht ohne harten Kampf mit einem Teile der Lehrer abgehen, die auf ihr Französisch nicht verzichten mögen. Aber dieser Kampf muß mit Ernst und Nachdruck geführt werden, denn das Französisch hat als Unterrichtsmittel nicht halb den erziehlichen Wert für unsere Jugend, wie die verwandten germanischen Sprachen. Mit der Vorherrschaft des Lateins an unseren Gymnasien muß ohnehin aufgeräumt werden, wenn wir aus dem elenden Mischmasch unserer kaum noch eines reindeutschen Satzes mächtigen „klassischen Philologen" heraus zu einer reinlichen Sprache kommen wollen. Lieber sich ärmlich, aber sauber kleiden, als in abgelegten fremden Seidenlumpen einhergehen! Die Schätze unseres Schrifttumes dies-seits und jenseits der Maas müssen mehr als bisher Gemeingut des Deutschtumes werden, nicht etwa durch Uebersetzung, sondern durch unmittelbare Darbietung.

Mehr als bisher muß aber auch dem Volke der Wunderbrunnen seiner Vergangenheit in der Geschichte und namentlich auch in der Sage erschlossen werden. Es ist zum Erschrecken, wie dieser nächstliegende Gegenstand des deutschen Unterrichtes zu Gunsten der griechisch-römischen Götterlehre vernachlässigt ist; in den Niederlanden ist das womöglich noch schlimmer, als im Reiche, wo die Gebrüder Grimm immerhin in weiten Kreisen Schule gemacht haben.

Eine schärfere Aufmerksamkeit ist dem Kunstleben zu schenken, das, wie die Dinge heute liegen, in seinem breiten Durchschnitte unter dem ausmergelnden Einflusse von Paris weit mehr Schaden als Nutzen stiftet. Es handelt sich dabei nicht sowohl darum, das Schlechte zu bekämpfen, als den prachtvollen Schatz des vorhandenen Guten hüben und drüben dem Volksgemüte nahe zu führen. Wenn so die Liebe zu den Niederlanden im Reiche gepflegt wird, sollen auch in den Niederlanden die Herzen wohl bald für das Reich und das gemeinsame Deutschland erglühen!

Viel könnten in dieser Beziehung die in Belgien und Holland lebenden Reichsdeutschen thun. Die Vlamen sind mit Recht ungehalten darüber, daß die große Mehrzahl der unter ihnen lebenden Reichsdeutschen die Bedeutung der vlämischen Bewegung mißachtet und ohne jeden zwingenden Grund dem wälschen Wesen Zugeständnisse macht. „Die Deutschen brauchen uns nicht zu helfen", schrieb der „Flamingant" vor einigen Jahren, „aber wir verbitten uns, daß sie gegen uns wirken". Das wackere Blatt hatte Recht! Leider können wir ähnliche Beobachtungen an den in Oesterreich lebenden Reichsdeutschen machen. Dergleichen darf nicht länger als erlaubt und mit deutschem Ehrgefühl vereinbar gelten.

Die völkische Entwickelung muß zur Sittigung des gesamten Deutschtumes werden, zur tiefsten, die jemals auf Erden begriffen ist.

Damit ist auch den Sprachtagen ihr Weg vorgezeichnet. Von niederländischen müssen sie zu alldietschen sich erweitern. Ihre Aufgabe würde dann eine doppelte sein:

1) Herstellung einer einheitlichen alldietschen Schreibweise für das gesamte Niederdeutsch, möglichst auf der von Dr. Constant Jakob Hansen geschaffenen Grundlage. Im Anschlusse hieran: Einwirkung auf Schule und Gesetzgebung, um die alldietsche Bewegung zu vertiefen und auszubreiten. Die hierher gehörigen Ueberseefragen habe ich in einer besonderen Schrift behandelt.

2) Ausbildung des Hochdeutschen zur wissenschaftlichen Schriftsprache der gesamten germanischen Welt, Skandinawien einbegriffen.

Das Hochdeutsche soll in Zukunft nicht mehr, wie bisher, an der Königsaue Halt machen. Ueber sämtlichen Gausprachen schwebend soll es vermittelnd wirken zum allseitigen Nutzen. Leibniz hat uns den Fingerzeig gegeben, wie die Aufgabe zu lösen ist, das Hochdeutsch gleichsam zum Sanskrit der Germanen zu machen. Indem jeder zwischen Island und Krain heute noch gangbare Ausdruck, jedes mundartliche Wort zugelassen wird, schaffen wir eine Mittelsprache, die an Reichtum des Inhaltes und altertümlicher Schönheit alle Sprachen der Erde übertrifft. Selbst verständlich soll bei solchem Schöpfen aus dem unergründlichen Reichtume der Gausprachen und Mundarten nicht wüst darauf losgearbeitet werden, sondern sorgfältig soll vorher der wissenschaftliche Ausgleich des Formenunterschiedes vollzogen werden. Daß dabei sämtliche Fremdwörter aus der deutschen Sprache hinauszuwerfen sind, versteht sich von selbst. Dem bisherigen vom Latein in Grund und Boden verdorbenen Hochdeutsch wird auch in der Beziehung unschätzbarer Gewinn aus dem Niederdeutschen zufließen, das bekanntlich eine ganze Reihe guter Ausdrücke für Begriffe hat, die wir im Hochdeutschen nur mit lateinischen Bastardwörtern zu bezeichnen vermögen. Da heißt es z. B. onseydig, unseitig für neutral; Bestüür, Besteuer für Gouvernement, Direktion; Vergadering, Vergatterung für Kongreß; Tegenkant, Gegenkante für Opposition, staatsmaatig für politisch, Wißbegierde für Philosophie, Scheydkünde für Chemie, Stelsel, Stellsal für System, Uitdeeling für Dividende, Tekort, Zukurz für Deficit, Volkplanting, Volkspflanzung für Kolonie u. s. w., u. s. w.

Ebenso haben Dänen, Schweden und Normannen eine gute Menge deutscher Wörter sich bewahrt, die unserer unter fremdem Einflusse seicht und fade gewordenen hochdeutschen Schriftsprache verloren gegangen sind.

Deshalb befürchte man nicht etwa von der Einigung der niederdeutschen Gausprachen ein Zurückdrängen des hochdeutschen Einflusses, etwa die Aufrichtung einer neuen Scheidelinie zwischen Hoch- und Niederdeusch an der goldenen Aue.

Im Gegenteil soll dem Hochdeutschen von Niederdeutschland aus nicht nur die gesamte niederdeutsche, sondern die ganze germanische Welt erobert werden. Niederdeutsche Staatskunst ist alldeutsche Staatskunst.

* * *

Niederdeutscher Frühling.

Noch einmal sei es gesagt: hier erst beginnt die Geschichte des deutschen Volkes als solchen. Aus den Völkerschaftsbündnissen heraus durch die Kleinstaaterei hindurch zur Einigung der mitteldeutschen Stämme im Reiche hat unsere Geschiche uns bisher geführt. Nun gilt es, das ganze Deutschtum für seine weltgeschichtlichen Aufgaben zu sammeln. Nur wenn er sich innerlich zusammennimmt, wird der deutsche Geist sich aufraffen können zu dieser That.

Wird er diese Kraft besitzen? Ich zweifle nicht. Denn dem Werdegange der Geschichte entsprechen auch die Wandlungen des deutschen Denkens, daß aus der Nacht der Leibeigenschaft heraus durch die Träume von völkerverbrüdernder Weltbürgerei und gesellschaftlichen Kindheitsparadiesen hindurch die staatlichen Begriffe erfaßt und einen nach dem anderen durchdacht hat: Selbstherrschaft, Freistaat, verfassungsmäßiges Königtum. Vom Gebietsstaate drängt der deutsche Gedanke unabweislich zur staatlichen Verkörperung des deutschen Volkes in seiner weltumspannenden Gesamtheit. Geschichtliche Gedanken wie diese dulden keinen Widerspruch; denn sie reißen die Herzen ebenso mit sich fort, wie sie den unmittelbaren Nutzen des Einzelnen und der Stämme in ihrem Strome mit sich führen. Staaten, Staatsformen und Gesellschaftszustände kommen und vergehen. Bestand hat im Strome der Geschichte nur eins: das Volk! Denn dies allein liegt fest am ewigen Urgrunde der Natur.

Die Geschichte der Niederlande beweist dies vielleicht schärfer als die irgend eines anderen deutschen Landes. Denn kein Stamm hat sich so sehr aus eigenstem Willen in bewußter Zähigkeit vom Reiche, ja vom nächsten Bruderstamme der Vlamen getrennt, wie die Holländer. Und doch treiben auch sie aus dem Stauwasser ihrer versandenden Geschichte zurück in die Flut des unwiderstehlich dahinrauschenden deutschen Stromes.

Nur unverzagt: schon jagt der Sturmvogel auf, dem es wohl wird über der tief aufdonnernden See! Um bleischweren Gewölke der trägen Massen hebt er leuchtend sich ab: der niederländische Sprachtag zu Antwerpen hörte seinen Freiheitsschrei, aus dem „Studentenliederboek van Groot-Nederland" jauchzt sein Ruf uns entgegen, und die Beileidsbezeugung, die von Soldaten des niederländischen Heeres zu Batawia aus Anlaß des Unterganges unseres wackeren kleinen „Iltis" an die Waffenbrüder von der deutschen Flotte gerichtet ward, gellte wie ein sturmkündender Albatrosschrei über die Weltmeere herüber.

Hinter den Ofen, wem Wind und Wetter nicht behagen! Der deutsche Frühling kündet sich nicht mit schmeichelndem Kosewinde an. Die See läuft auf, es wird rauh Wetter. Oeljacken und Südwester her, es gibt Arbeit! Denn der Sturmvogel, der jauchzend hin und niederschießt: es ist der Geüsengeist der niederdeutschen Jugend! Sein ist die Zukunft, denn sein ist die See!

Den Deutschen Oesterreichs

Hundert Studienblätter deutschen Künstler

Auf Veranlassung und unter Mitwirkung des Münchener Hilfsausschusses für Cilli herausgegeben unter künstlerischer Leitung

Franz von Defregger's

zu Gunsten des deutschen Studentenheimes und Vereinshauses in Cilli.

Mit begleitendem Text von Prof. Dr. Max Haushofer, mit einer Einleitung von Heinrich Wastian.

Mit 5 Heliogravüren, 88 Cyprogravüren in Tondruck und 24 Textbildern. 12 Bogen Text.

Elegant gebunden. Preis M. 20.—.

Neben der kernigen Einleitung von **H. Wastian**, die das ganze Elend der deutsch-österreichischen Verhältnisse schildert, zugleich aber frohen Ausblick in die Zukunft gewährt, gibt **Max Haushofer** einen prächtigen Text zu den Abbildungen. Bald ernst, bald heiter und humorvoll, bald wieder von glühendem Patriotismus beseelt, hat der gottbegnadete Dichter in Novellenform einen prächtigen Rahmen zu den Bildern geschaffen.

Der Hauptwert des Werkes liegt in den von **Franz von Defregger** gesammelten **herrlichen künstlerischen Beiträgen der hervorragendsten deutschen Meister.**

Da Männer wie **F. von Defregger, W. Firle, J. Gentz, G. Hackl, W. Hasemann, Hengeler, K. Karger, Herrmann Kaulbach, F. A. Kaulbach, Knaus, Leibl, Lenbach, M. Liebermann, Löfftz, Menzl, Oberländer, Paul Ritter, Schraudolph, O. Seitz, Franz Stuck, Willroider** u. s. w. u. s. w. **ihre Kunst in den Dienst der nationalen Sache stellten, ist ein Werk entstanden, das aus dem reinsten und edelsten Empfinden der deutschen Kunst hervorgegangen, tausendfaches freudiges Echo in der großen Masse der nationalen Kreise wecken wird.**

Geschichtliche Bilder und Skizzen.

Von Professor Dr. Karl Theodor Heigel.

26 Bogen elegant ausgestattet. — Preis: Mark 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—

In diesem Bande vereinigt der berühmte Geschichtsforscher 15 ebenso interessant wie geistreich behandelte Essays. Der Band enthält nachstehende Arbeiten. Hyppolyt Taine, — Der geweihte Degen des Marschall Daun, — Ein armenischer Abenteurer, — Die deutsche Politik während des Krimkrieges, — Zur Charakteristik Kaiser Leopold I., — Ein deutscher Bericht über den Hof Peter des Großen, — Die Ehescheidung Napoleon I. und Josephinens, — Die Wittelsbacher Hausunion seit 1724, — Archivwesen und Geschichtsforschung, — Der angebliche Mannheimer Verrat von 1795, — Erinnerungen eines Veteranen aus der Napoleonschen Zeit, — Das Kaiser Ludwig-Mausoleum in der Frauenkirche, — Der Grabstein des Orlando di Lasso, — Die Bavaria auf der Hofgartenrotunde, — Ein Reich ein Recht.

Flug-Schriften

herausgegeben vom All-Deutschen Verband

Preis des einzelnen Heftes 40 Pf., bei Bezug von 50 Stück 30 Pf., bei 100 Stück 20 Pf., bei 1000 Stück 15 Pf.

Die geschichtliche Berechtigung des deutschen Nationalbewußtseins. Festrede gehalten am 6. September 1896 in Berlin bei dem Alldeutschen Verbandstage von Professor Dr. **Heyck.** Preis 40 Pf.

Deutschlands Ansprüche an das türkische Erbe. Preis 40 Pf.

Die Behandlung der nationalen Minderheiten und die Lage des Deutschtums in Böhmen. Nach einer Rede des Landtags- und Reichsratsabgeordneten **Heinrich Prade,** zweiten Bürgermeisters von Reichenberg i. B., gehalten am 3. Oktober 1896 im österr. Abgeordnetenhause. Preis 40 Pfg.

Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See? Ein Mahnruf. Preis 40 Pf.

Deutsche Weltpolitik. Von Prof. Dr. **E. Hasse.** Preis 40 Pfg.

Ein neuer Reichstag — Deutschlands Rettung.

Von Dr. **Johannes Unold.**

3 Bogen. Preis Mk. 1.—.

Mit der ganzen Schärfe seines kritischen Geistes beleuchtet der Verfasser die auf die Dauer unhaltbaren Zustände des jetzigen Wahlverfahrens und gibt Mittel und Wege an, wie durch zeitgemäße Umgestaltung des allgemeinen Wahlrechtes eine Vertretung geschaffen werden kann, welche Gewähr bietet, daß die nationalen geistigen und wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes in wirksamer Weise gewahrt werden.

Die Schrift wird allgemeines Interesse erregen.

Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte. Eine Festschrift zur Milleniumsfeier von **Heinrich Wastian.** Preis: Mk. 2.—.

Deutschland einst und jetzt. Mahnruf an die Nation von Prof. **Dr. J. Sepp.** Preis: 40 Pf.

Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche, herausgegeben von **Karl Ed. Klopfer.** Mit einer Vorbemerkung von Professor Dr. **Ernst Hallier.** Mk. 1.—.

Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Dr. **Wilhelm Bode.** Preis: brosch. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.20.

Der Alkohol ein Völkergift. Vortrag, gehalten am 9. März 1894 in der Anthropologischen Gesellschaft. Von Dr. **A. Brendel.** Preis: 40 Pf.

Die studierende Jugend und die Alkoholfrage. Vorträge in der Aula der kgl. Universität München von Prof. Dr. **Vollinger,** Prof. Dr. **Buchner** und Prof. Dr. **M. Haushofer.** Preis: 40 Pf.

„Skala"

Meßapparat für Körpergrößen von Jung und Alt.

Zum Gebrauche in Familien, Schul- und Erziehungsanstalten.

Bezugspreise der Skala-Messtabelle

Familien-Ausgabe (zum Eintragen der Messungen von 10 Personen):
Neue Ausst., in Mappe, gewöhnl. Ausstattung Mk. 3.— pro Exemplar.
do. „ „ Luxus-Ausstattung „ 5.— „ „
Erste Ausg., in Rolle, gewöhnl. Ausstattung „ 2.50 „ „
do. „ „ Luxus-Ausstattung „ 5.— „ „

Schul-Ausgabe (zum Eintragen der Messungen von 48 Personen):
komplett in Mappe, gewöhnl. Ausstattung . . . M. 4.— „ „

Die **„Skala"** leistet namentlich schätzbarste Dienste bei **fortgesetzter Beobachtung über das Wachstum** aller noch in körperlicher Entwickelung begriffenen Personen. Die **Skala** läßt sofort erkennen, ob Störungen in der körperlichen Entwickelung vorliegen, und weist, wenn das der Fall ist, auf rechtzeitige Maßnahmen hin. Zu solchem Zwecke erweist sich die **Skala** als ein **unentbehrliches Hilfsmittel für den Arzt in Familie u. Schule.** Ihre **einfache u. praktische Verwendung** wie namentlich ihre **compendiöse und gefällige Erscheinung** verleihen ihr zugleich den **Charakter eines Festgeschenkes,** als welches sie bei mannigfachen Festanlässen, in Familie und Gesellschaft jederzeit hoch willkommen sein wird.